

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

[Beiträge]

[urn:nbn:de:bsz:31-336736](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-336736)

Kameraden.

(Zum Gedenktag unserer Gefallenen.)

Von Professor Dr. W. Schneider-Köln.

Verschiedene Völker geben dem errungenen Siege einen ethischen Rahmen, indem sie an einem bestimmten Tage am Grabe des „unbekannten Soldaten“ Feiern abhalten oder an solchem Tage zu Ehren der Toten alle Werttätigkeit, alle Verkehrszeuge, jeden Betrieb für einige Minuten stillstehen lassen.

Wer die durch Jahrhunderte gepflegte Theatralik des Franzosen, die Symbolisierungsjucht des Italiens, des kaltberechnenden „Cant“ des Engländers — der übrigens hinter den ihm an sich herzlich gleichgültigen Zeremonien doch einen stimmungsmäßig ethischen, weil patriotischen Lebenswert empfindet — kennt, der wird über diese Feiern nicht lächeln, sondern sie fürchten. Wollen wir doch die immer wiederkehrende, zum Ueberdruß gehäufte Befränzung der „Statue de Strasbourg“ in Paris von 1871 bis 1914 in ihrer Wirkung für den Krieg nicht unterschätzen!

Wir Deutschen haben dafür nun einmal kein Gefühl, weder für die Glut und Intensivität des „nationalisme“ noch für den „sacro egoismo“ Italiens, noch viel weniger für das so selbstverständliche Nationalgefühl des Engländers.

Wir sind zermürbt! An diesem ernsten Tage wollen wir es uns ruhig gestehen: Die herrschenden Gruppen sind der Erinnerung an die Kriegsofrier müde. Pazifismus und Völkerveröhnung sind die Losungen unserer Zeit, Idole, die nicht nur auf die Massen, sondern in vermehrtem Maße auf die Gebildeten einen suggestiven Einfluß ausüben.

Wozu sich durch schlimme Erinnerungen die Gegenwart verderben, die neue Aufgaben stellt? So sinken die Toten des Weltkrieges unter dem Glend und der Knechtschaft unseres Volkes zu Schemen herab, zu Geistern, die man nicht gern ruft, weil sie als Ankläger und Richter vor einer schwach gewordenen deutschen Menschheit stehen.

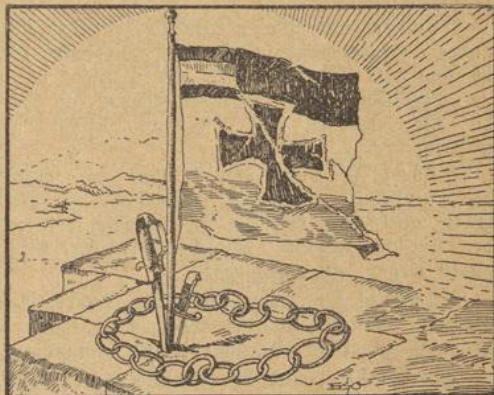
Darum, an einem Tage treten die auf den Plan, die sich der Toten des Weltkrieges nicht zu schämen brauchen und nicht schämen wollen. Das sind alle diejenigen, die ihre Toten in scharfer Liebe tief im Herzen tragen und wohl in stillen Nächten um sie weinen, die Mütter und Bräute, Väter und Söhne; dazu gehören aber auch jene, die mit den Helden das stärkste menschliche Band verknüpft: die Kameradschaft.

Am Totensonntag und Allerseelen gedenken wir unserer Lieben, die Gott der Herr nach seiner Weisheit im ewigen Kreislauf des Werdens und Vergehens abrief. Am Sonntag „Reminiszenz“ aber kommen wir zu denen, die

freiwillig im Zenith ihrer Lebenskraft starben für ihr Volk und Land, zu unseren Kameraden.

Es gibt nur zwei Arten der Blutsverbundenheit. Die eine ist die uralte, durch die Jahrtausende unverändert lebendige Lebenskraft der Familie und Sippe, die andere nicht zu definierende, aber durch die Gesamtheit der Geschichte wirkende Gemeinschaft der Kameradschaft. Alles, was als Errungenschaft unserer Kultur an Organisationen gepriesen wird, ist ihr nicht zu vergleichen.

Langsam entwickelt sich auf dem Wege über Sippe, Stamm und Volk die Nation. Sie erst ist fähig, mag sie auch politisch durch Jahrhunderte gehemmt sein, in Sprache und Kultur, in Lieben und Hasen, in Glauben und Hoffen Trägerin geschichtlicher, und, so weit Menschen denken können, ewiger Werte zu werden.



Aus dieser Bluts- und Notgemeinschaft der Nation, die nach dem ewigen Weltgesetz Kampfgemeinschaft von jeher war und bis ans Ende der Dinge bleiben wird, erhebt sich als edelste Blüte die Kameradschaft. Als „Zeltgenossen“ erklärt die Sprachforschung das Wort, als Gemeinschaft also von Kriegerern, die zusammen dem Tode und dem Siege verbunden sind. Es gab in Deutschland eine Zeit, da die Landsknechte, die fremden Herren und fremden Interessen diente, nichts zusammen hielt als ihre Kameradschaft und ihre Fahne.

Das ist das Zweite im Begriff der Kameradschaft: die Fahne. Sie bedeutet ein Symbol, das Zeichen einer Ehre, die, nicht wägbbar und bezahlbar, selbst diesen „elenden“, weil landlosen Haufen voranleuchtete. Seit dem Kampf gegen den französischen Zwingherrn hat das Wort eine neue Bedeutung. Damals rief Max von Schenkendorf seinem Volke zu:

Aber einmal müßt ihr ringen
Noch in ernstster Geisteschlacht
Und den letzten Feind bezwingen,

Der im Innern drohend wacht:
Haß und Argwohn müßt ihr dämpfen,
Geiz und Neid und böse Luft! —
Dann nach langen, schweren Kämpfen
Kannst du ruhen, deutsche Brust!

Noch war die Zeit nicht erfüllt. Bismarck schien die Erfüllung zu bringen. Als er von uns ging, zeigte es sich, daß auch sein Siegfriedsschwert nicht stark genug gewesen war, den Lohk Drachens, den Drachen des Parteihaders, zu vernichten. Im furchtbaren Ringen des Weltkrieges siegte dieser Drache über den Siegfriedsgeist der Treue, der Kameradschaft, und warf uns unseren Feinden zu Füßen.

Nun liegt die Fahne der Kameradschaft im Staube. Am Sonntag „Reminiszenz“ aber erheben wir sie wieder und fragen nicht, welche Farben sie trage, sondern welchen Zielen sie uns zuführen soll.

Deutsch und Treu gehörten einst zu einander. Heute wandeln Untreue, Diebstahl, Bestechung und Wucher durch das deutsche Land, und das Wort vom „deutschen Wesen, an dem die Welt genesen soll“, ist zum Gespött geworden.

Arbeitsfreudigkeit war der Ruhm des deutschen Menschen. Gerühmt in aller Welt, aber auch beneidet und angefeindet war der deutsche Kolonist, der Gelehrte, der Kaufmann wegen seines Fleißes.

Idealisten, „das Volk der Dichter und Denker“, nannte uns die Welt, halb spottend, aber im Innersten uns achtend und bewundernd.

„Einigkeit und Recht und Freiheit“ waren die höchsten Güter, die wir im Liede priesen.

„Deutscher Glaube ohne Spott“ war nach Ernst Moritz Arndt eine der drei starken Waffen unseres Freiheitskampfes, und der „Freigeist“ Goethe schrieb: „Alle Epochen, in welchen der Unglaube, in welcher Form es sei, einen kümmerlichen Sieg behauptet, und wenn sie auch im Augenblick mit einem kümmerlichen Scheinglänze prahlen sollten, verschwinden vor der Nachwelt.“

Der innerste Kern der Kameradschaft aber ist die Disziplin. Niemand hat so wie der Frontsoldat den sittlichen Wert des Gehorchens und Befehlens erlebt. Wer Kameradschaft kennt, der weiß, daß erst durch Führerwillen und Gefolgschaftstreue, durch Aufopferung des Einzelwillens zugunsten des Ganzen aus einer wehrlosen Masse ein lebendiger Organismus wird, fähig, einer Welt zu widerstehen.

So birgt die Kameradschaft, die viel mehr ist als die Solidarität zur Erlangung wirtschaftlicher und politischer Vorteile, in sich reichen Samen zum Aufbau einer neuen Gemeinschaft der Ord-

nung, der Kraft und der Unterordnung des Einzelnen unter die sittlichen Ziele der Gesamtheit.

Nun hat der Versailler Friede uns mit unserem Soldatentum, mit unserem Heer auch die Kameradschaft genommen. Wer soll ihr Erbe antreten und verwalten? Die Kameradschaft!

Einst war sie ein hohes Gut der gedienten Soldaten. Nun soll sie Gemeingut unserer ganzen deutschen Jugend werden. Ein heiliges Vermächtnis haben unsere Toten uns hinterlassen: das Wort Schentendorfs wahr zu machen, Haß und Neid, Standeshochmut und Klassenhaß zu überwinden und in jedem Volksgenossen, der sich zu Deutschland bekennt, den blutsverwandten Kameraden zu sehen. Können wir durch diesen Geist unserer Jugend die innere Wehrhaftigkeit wiedergeben an Stelle eines würdevollen und charakterlosen „Europäismus“, einer Friedensseligkeit, die vor dem Auslande kriecht, dann verwalten wir das Erbe unserer Toten ehrlich, und glücklichere Enkel werden sich einst frei machen von innerer und äußerer Knechtschaft.

Die Gefallenen.

Von Hermann Burte.

Sie fielen, wie sie standen
Und glaubten im Tode noch! —
Wir leben, ja, und banden
Uns auf den Hals ein Joch.
Sie stehn bei Gott, erhöht im Licht,
Wir sind gefallen, Jene nicht!

Der erste Tote und der erste Gefangene.

Eine unbekannt Episode aus dem Weltkrieg
von Emile Badaeu.

Die französische Nation hatte stets eine Vorliebe für die schöne Geste und für sinnige Symbolik. Man erinnere sich nur des Kultus, der sich an das „Grabmal des unbekannt Soldaten“ knüpft.

Der Korporal Sellier, der im Herbst 1918 als erster auf Befehl des Marshalls Joch den Abschluß des Waffenstillstandes auf der Trompete verkünden durfte, wurde als letzter „Akteur“ des großen Krieges durch Verleihung des Ehrenkreuzes ausgezeichnet, nun wird von den Bewohnern des Dorfes Joncherey eine gleiche Ehrung für den ersten „Akteur“ des Weltkrieges verlangt.

Erhebungen, die in dem kleinen Elsäßer Dorfe in den letzten Wochen angestellt wurden, brachten

die Einzelheiten einer bisher unbekanntem Epizode zutage, die, wenn die französische Darstellung in allen Teilen richtig ist, wirklich die Namen des ersten Deutschen und des ersten Franzosen historisch feststellen würden, die im Kriege gefallen sind.

Ein Pariser Schriftsteller, Georges Asqué, unternahm kürzlich eine Fahrt nach Joncherey und sprach dort mit einigen Augenzeugen der Vorgänge Anfang August 1914; er traf auch den damaligen Brigadier, späteren Wachtmeister Ronceret, der jetzt als fleißiger Landmann in Mofflans lebt. Der Ort der Ereignisse ist der Winkel zwischen der ehemaligen deutschen, französischen und schweizerischen Grenze.

Ronceret berichtete: Es war am 2. August 1914. Die 11er Dragoner und ein Bataillon des 44. Infanterieregiments hatten die Aufgabe, den Sektor zu überwachen, der im Norden von der Linie Brindvillers-Sace, im Süden von schweizerischem Gebiet begrenzt war. In Joncherey lag nur ein Posten von vier Mann unter dem Kommando des Korporals Peugeot. Gegen 3/4 10 Uhr vormittags tauchte plötzlich auf einem schmalen Feldweg eine deutsche Patrouille auf. Es waren Reiter von der 3. Eskadron der 5er Jäger in Mülhausen. Ihr Erscheinen wirkte verblüffend, man wußte in Joncherey noch nichts von einer bereits erfolgten Kriegserklärung. An der Spitze der deutschen Patrouille ritt ein Offizier, einen Revolver in der Hand. Der Korporal Peugeot warf sich im Hofe des Hauses, in dem der Hauptposten einquartiert war, auf die Erde und schoß auf den feindlichen Offizier, doch dieser streckte ihn mit einigen Revolvergeschüssen nieder. Der Sterbende stieß einen Schrei aus, den der damalige Gefreite Ronceret noch vernahm, als er sich gerade von einer andern Seite dem Hof näherte. Die Leute des getöteten Peugeot schossen auf den flüchtenden deutschen Offizier, der aber dem Ronceret in die Hände fiel, der ihn niederschloß. So war Peugeot der erste Tote auf französischer Seite, der Offizier — es war ein Leutnant Mayer — der erste Tote der deutschen Armee.

Ronceret machte sich dann, wie er erzählte, an die Verfolgung der flüchtenden deutschen Reiter. Mit den vier Mann des Kommandos von Peugeot konnte er ihnen dank seiner genauen Ortskenntnisse den Rückzug abschneiden. Einem der Reiter schoß er das Pferd unter dem Sattel weg, der Kavallerist stürzte zu Boden, Ronceret warf sich auf ihn, der Deutsche war ein Riese von 1 Meter 85 Zentimeter Höhe mit dem Brustkasten und den Händen eines Ringkämpfers. In erbittertem Handgemenge wälzten sich die beiden Gegner im Staube. Eine Viertelstunde lang währte dieser Kampf, dann konnte der Franzose sein Knie auf die Brust des überwältigten Deutschen setzen, der sich mit der Ansprache: „Kame-

rad!“ dem Besieger ergab. Ronceret lieferte seine lebende Beute dem Oberst de Ruelle, dem Regimentskommandanten, ab. Der Name des Jägers Platt wird als der des ersten deutschen Kriegsgefangenen in den Listen geführt.

Soweit die Erzählung von Ronceret, der damals zur Belohnung für seine Tapferkeit zum Quartiermeister befördert wurde und später die goldene Kriegsmedaille erhielt. Uebrigens wurde ihm nach zwei ehrenvollen Belobungen das Kriegskreuz zugesprochen. Ueber alle Auszeichnungen aber scheint ihm als wertvollste Erinnerung an seine Waffentat der Säbel des Leutnants Mayer, den er behalten durfte.

Anlässlich der Wiederkehr des kleinen Treßjens bei Joncherey, das die schweren Kämpfe vieler Jahre einleitete, haben nun die Bürgermeister und Behörden von zehn Ortschaften der Umgebung eine Eingabe an die französische Regierung gerichtet, in der sie um eine bedeutungsvolle Auszeichnung von Ronceret bitten und in der es unter andern heißt:

„Der Korporal Sellier hat auf seiner Trompete den Endsieg unserer Waffen verkündet, seinem Namen muß der des Korporals Ronceret gleich bedeutsam für die Ewigkeit beigelegt werden, der als erster einen Deutschen gefangen nahm. Das Symbol des Kriegserfolges.“

Zweifellos wird der Wunsch der Landsleute des Unteroffiziers erfüllt werden, denn der Mann, der den ersten Deutschen im Weltkrieg tötete und den ersten Kriegsgefangenen machte, hat sich ja in den Augen der noch immer in Kriegserinnerungen schwelgenden Franzosen — es sind ihrer heute nicht mehr allzu viele — gleiches Recht auf Unsterblichkeit in den Schulbüchern erworben, wie der „Trompeter des Waffenstillstandes“, wenn er auch nicht mehr geleistet hat, als nach ihm Tausende und Tausende. Ronceret war eben der erste.

*

Begräbnis.

Von Karl Jörger.

Dann trat der Priester vor den Sarkophag,
Darauf dein Helm und Degen lag,
Von Kränzen überschüttet und bedacht.
Im Kerzenschein, vom Wind umfacht,
Las er die Formeln der Gebete,
Indes uns Weihrauchduft umwehte.
Und sachte, wie auf weiter Reise,
In ihrer Stille kaum zu raten,
Erklang vom Orgeltisch die Weise:
„Ich hatt' einen Kameraden.“
Und unsere Tränen rannen leise.

*

Bombenangriff auf Versailles.

Von Trippmacher, Leutnant d. Res. a. D.

Es war am 26. Juni 1918 als bei meinem Geschwader folgendes Schreiben der Obersten Heresleitung einlief:

„In der Nacht v. 27./28. Juni tagt im Schlosse zu Versailles der amerikanische Kriegsrat. Das Geschwader Nr. 2 erhält den Auftrag, diese Sitzung durch 2 Großkampfflugzeuge stören zu lassen.“

Der Geschwaderkommandeur, Hauptmann Keller, gab dem Führer der Bombenstaffel 11 Flugbefehl, der die beiden ältesten Besatzungen wählte, wozu auch ich gehörte.

Voller Begeisterung für diese Sache, trafen wir im Laufe des nachmittags unsere Vorbereitungen. Die Motore wurden eingehend nachgesehen, Bombenabwurfvorrichtungen geprüft, Kartenmaterial zurechtgelegt und sonst erforderliche Arbeiten erledigt.

Die Nächte waren für derartige Unternehmungen wohl geeignet, richtig dunkel wurde es nicht, da nur noch wenig zum Vollmond fehlte. Der südwestl. Horizont war klar und dunkelfrei, kurz eine prächtige Juninacht. In Anbetracht der großen Flugtredde, die in ihrem Hauptteil jenseits der Front lag, wurde die Tragfähigkeit der Flugzeuge, die sich normalerweise auf 1200 Kilogramm belief, nicht voll ausgenützt, sondern jede Maschine nur mit ca. 500 Kilogramm belastet.

Meine Friedrichshafener hatte 525 Kilogramm und zwar 2×100 Sprengbomben, 5×50 Sprengbomben, 6×12,5 Kilogramm Brandbomben.

Am 10.41 abends rollte ich zum Startplatz, während die zweite Maschine bereits 5 Minuten früher gestartet war.

Nach zwei Platzrunden, die dazu dienten, die nötige Höhe zu gewinnen, nahmen wir Kurs auf Soissons, das in 2000 Meter überflogen wurde. Schon nach kurzer Zeit hatten wir die Front, die wir ungestört passieren konnten, hinter uns. Auch über dem Walde von Villers-Collerêts blieb das übliche Abwehrfeuer aus, was mir eigentlich nicht recht paßte. Ich hatte die Erfahrung gemacht, daß auf anfängliche Ruhe stets ein sogenanntes dickes Ende folgte.

Die ausgedehnten Waldungen südlich Scutis kamen in Sicht und beim Ueberfliegen derselben, wurde uns ein grandioßer Empfang zuteil. Das Salutschießen der Franzosen wollte kein Ende nehmen, doch es waren schlechte Schützen, Anfänger, wie wir zu sagen pflegten. Wir näherten uns der französischen Metropole, die uns gar nicht zu beachten schien; die Abwehrmaßnahmen waren gering, jedenfalls wollte der Franzose wegen einer einzelnen feindlichen Maschine nicht den gesamten Abwehrapparat in Tätigkeit setzen. Auch die Scheinwerfertätigkeit war äußerst mäßig und wo

welche spielten, war die Wirkung infolge der mond hellen Nacht, eine sehr minimale. Weiter als an die Peripherie der Stadt wagten wir uns nicht; unser Ziel war ja Versailles.

Während wir mit westlichem Kurs dem zweiten Seinebogen, nordwestlich von Paris zusteuerten, bemerkte ich die Pariser Drachensperre. Es handelte sich dabei um hochgelassene Fesselballons die miteinander durch Drähte verbunden waren, eine ebenso raffinierte wie unsoldatische Art der Bekämpfung des Feindes. Berding sich ein Flugzeug in einem dieser Drähte, war der Absturz unvermeidlich. Dieses tückische Abwehrmittel wurde von den Franzosen nach dem ersten großen Luftangriff auf die Landeshauptstadt in der Nacht vom 30./31. Januar 1918 eingeführt.

Am Ziel! Die ersten Häuser von Versailles kamen in Sicht. Ein sehr markanter Punkt war das Schloß, durch dessen Fenster eine feenhafte Beleuchtung drang. Silberhell glitzerten die Wasser der Springbrunnen im Mondensicht.

Wir droffelten die Motore und schalteten die Innenbeleuchtung ein. Mit raschem Blick wurden nochmals die Bombenhebel überflogen, alles in Ordnung! Ein kaum merkliches Zittern durchlief meinen Arm, als ich nach dem ersten Hebel griff. Nochmals ein Blick nach unten, der mich belehrte, daß es noch Sekunden zu früh war. So, jetzt, ich war gerade im Begriff die erste abzugeben, als ich durch eine urplötzliche Detonation hart neben dem Flugzeug auf den Boden geschleudert wurde. Diesem ersten fürchterlichen Knall folgten unmittelbar mehrere andere, so daß mir das Feuer vor den Augen herumflog und für Sekunden das Bewußtsein schwand. Doch rasch hatte ich mich von dem Schreck erholt, ein Tritt auf den Notbombenhebel und sämtliche 525 Kilogramm kreppten mit einem Schlage in den Gärten von Versailles. —

Die Franzosen schossen was aus den Geschützrohren rausging. Ungezählte Maschinengewehre jagten ihre Brandgeschosse in die Luft. Brandraketen verwandelten den Himmel in ein einziges Feuermeer.

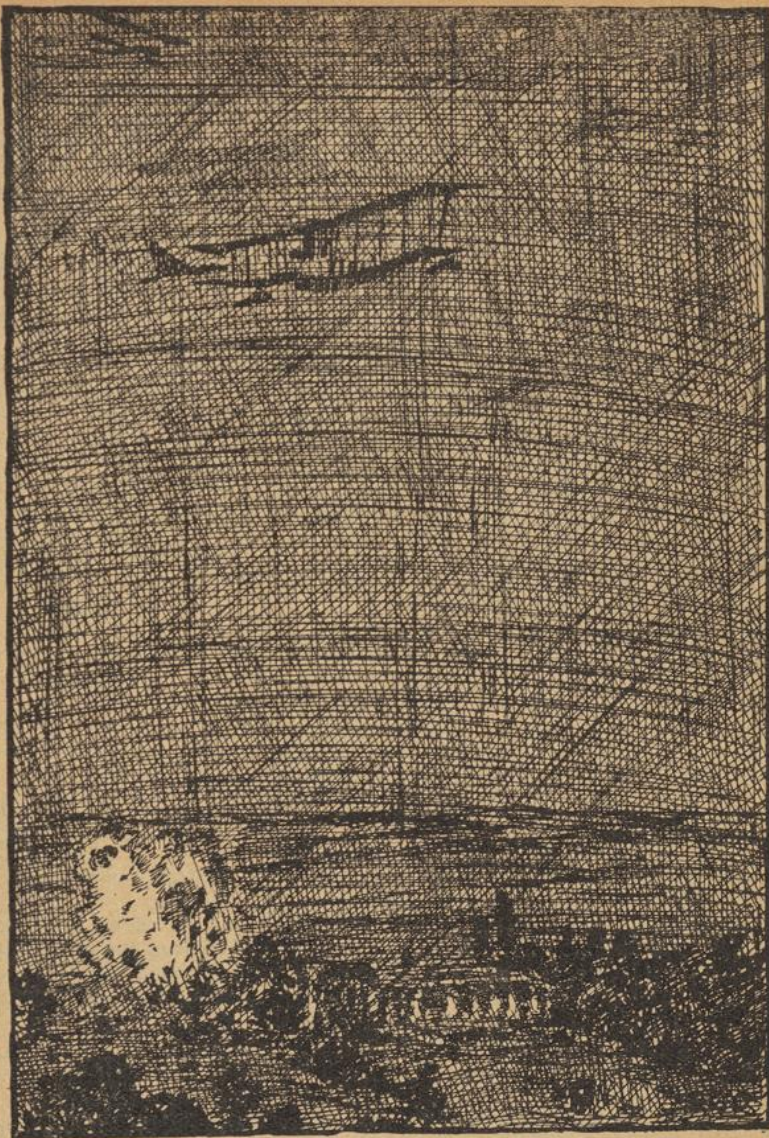
Mein erster Gedanke war: „Verrat“. Abgesehen von dem Schrecken, war die Besatzung heil geblieben, die Maschine dagegen sah zum Verzweifeln aus. Die Leinwand flatterte in Fetzen in der Luft, der linke Propeller war spurlos verschwunden, der linke Motor zertrümmert, Instrumente zerstört; ich muß in diesem Augenblick ein fürchtbar dummes Gesicht geschnitten haben. Unsere Lage war die denkbar ungünstigste. Weit in Feindesland mit weidwunder Maschine, an ein Erreichen des Heimathafens nicht mehr zu denken. Im Gegenteil, wir hatten die schönste Aussicht in der nächsten Stunde von dem französischen Pöbel gelyncht zu werden. — Trotzdem ich alles entbehrliche Material über Bord warf,

gelanges uns nicht, das Flugzeug in der erreichten Höhe zu halten.

Ein heftiger Nordostwind blies, und da nur noch der rechte Motor in Betrieb war, hatte die Maschine das Bestreben, nach Westen wegzuschieben. Immer weiter trieben wir hinter die Front, was nur durch das Seitensteuer korrigiert werden konnte. Der Ausfall des linken Motors mußte durch entsprechende Seitensteuerung ausgeglichen werden, was ungeheure Kraft beanspruchte.

Meine beiden Leidensgefährten stemmten ihre Beine gegen des Steuer, waren aber schließlich derart entkräftet, daß ich noch als Dritter einspringen mußte. Ein Lächeln beschleicht mich heute noch, wenn ich an meine damalige Lage denke. Ausgestreckt auf dem Boden, Füße am Seitensteuer und Karte zur Orientierung in den Händen. — Nach meiner Feststellung hatten wir die Nordrichtung und zwar die Linie Creil—Chermont—St. Just—Montdidier. Die Leuchtraketen der Front rückten immer näher. Glücklicherweise erhielten wir nur vereinzelt Abwehrfeuer, doch gab mir das systematische Schießen die Ueberzeugung, daß wir von Versailles als weidwund gemeldet waren. — Inzwischen

waren wir von 3000 auf 1200 Meter Höhe gesunken. Das Steuer war kaum noch zu halten, und meine Gefährten sprachen schon von einer Landung auf feindlichem Boden. Doch daran durfte gar nicht gedacht werden, solange die Maschine noch eine solche Höhe hatte und noch einigermaßen dem Steuer gehorchte. Ich sprach ihnen Mut zu, indem ich immer wieder erklärte, daß wir in kürzester Zeit die Front erreichen müßten, die schätzungsweise nur noch ca. 20 Kilometer entfernt sein konnte. — Alles schien gut zu gehen, als plötzlich



auch der rechte Motor anfang, unregelmäßig zu laufen und nach mehrmaligem plupp, plupp stehen blieb. Nun schien alles verloren. Was an Bord noch entbehrlich war, wurde rausgeworfen, Karten, Barograph, Maschinengewehre, selbst der Kompaß mußte daran glauben. Im Gleitflug ging es zur Erde, wobei, um möglichst wenig an Höhe zu verlieren, die Maschine ganz flach genommen wurde, so daß sie zeitweise derart ins Schwanken kam, daß ein Absturz unabwendbar schien. Unheimliche Ruhe umgab uns jetzt, der Wind strich pfeifend durch die Tragdecks, wir

hörten uns gegenseitig sprechen, was sonst nicht der Fall war. Das Kläffen der Hunde drang ebenso an unser Ohr wie der Geschützdonner und das Knattern der Maschinengewehre.

Ich sah auf den Höhenmesser und las 500 Meter, 400 Meter, 300 Meter, die Front schien greifbar nahe. Plötzlich wurde es taghell um uns, ungezählte Leuchtraketen stiegen hoch, und eine Kanonade setzte ein, die schon mehr an Barbarei grenzte. Alles hatte sich gegen uns verschworen, man wollte uns regelrecht niederkratzen. Maschinengewehre überschütteten uns mit einem Hagel von Geschossen, Gewehre prasselten, daß einem Hören und Sehen verging, wir glaubten uns verloren. Doch es sollte anders kommen. In 10—15 Meter Höhe schwebten wir über die Front, setzten auf der Straße bei Kollot, südöstlich Montdidier auf, machten einen mächtigen Sprung von 10 bis 15 Meter Höhe und flogen in ein Weizenfeld, wo der Rasten noch 50 bis 60 Meter trotz der unzähligen Granatlöcher, heil zum Stehen kam. An der Tatsache, daß wir während der letzten 5 Minuten Blut geschwitzt hatten, wird wohl niemand zweifeln. Dankbaren Herzens sprangen wir aus der Maschine und sahen sofort nach den Schäden. Ein furchtbares Bild der Verwüstung bot sich unserm Auge. Die Hauptbenzintanks waren völlig aufgerissen, und nur dem Umstand, daß wir Fallbenzin hatten, war es zu danken, daß wir noch die Front erreichten. Nach Verbrauch derselben mußte natürlicherweise auch der rechte Motor stehen bleiben, da der Betriebsstoff des Haupttanks schon bei Versailles ausgelaufen war.

Ungezählte Löcher in allen Teilen des Flugzeuges legten von dem Wüten des durchflogenen Abwehrfeuers Zeugnis ab. Die Leinwand am linken Tragdeck hing in Fetzen. Doch hatten wir viel Zeit für derartige Betrachtungen, noch wußten wir nicht genau, wo wir uns befanden, auf deutscher oder feindlicher Seite. Ich stellte den Maschinengewehrscützen an das Flugzeug, gab ihm Sturmzündhölzer, mit dem Befehl, auf mein Rufen hin sofort die Maschine in Brand zu stecken. Mein Führer und ich pirschten uns durch das Gelände, wobei wir von einem ins andere Granatloch fielen. Plötzlich wurde die Lage geklärt. Ein energisches „Halt, wer da!“ und mit vorgehaltenen Revolvern stürzten 5 deutsche Kameraden auf uns los. Wir gaben uns sofort zu erkennen und fielen der Patrouille vor Freude um den Hals.

Ich ließ mich sofort zum Regimentsstab führen, wo ich Gelegenheit hatte, meinem Geschwader telegraphisch Meldung zu machen.

Nachdem ich auch dem Regimentskommandeur über unseren Unglücksflug Vortrag gehalten hatte, erhielt ich einen Zug Infanterie, mit dessen Hilfe wir das Flugzeug ungefähr 500 Meter rückwärts

schoben, in einem Wäldchen einstellten und gegen Fliegersicht gut abdeckten.

Gleich nach der Landung setzte Artilleriefeuer ein, doch vermuteten die Franzosen die Maschine einige hundert Meter zu weit links.

Wir hatten die Absicht, das Flugzeug von Monteuren der Staffel abmontieren und bei Nacht und Nebel per Lastwagen nach dem Flughafen transportieren zu lassen.

Doch der Franzmann machte uns einen Strich durch die Rechnung. Trozdem das Versteck äußerst vorsichtig gewählt war, gelang es dem Gegner, die Maschine ausfindig zu machen, und schon der zweite Schuß gab ihr in den Morgenstunden des folgenden Tages den Todesstoß. Unsere Aufgabe war beendet. Teils zu Fuß, teils per Wagen gelangten wir nach Torgnier, von da mit der Bahn nach Laon und erst am 6. Tage nach unserer Landung erreichten wir den Heimathafen Montigny le Frouc. Zu unserem größten Erstaunen war die telegraphische Meldung noch nicht eingetroffen, und als ich auf die Schreibstube kam, war man gerade dabei, die Benachrichtigung den Angehörigen abzusenden:

„Vom Feindflug nicht zurückgekehrt.“

Die zweite Maschine wurde bei Logny an der Marne in Luftkämpfe verwickelt und mußte nach Abwurf der Bombe umkehren, ohne ihren Auftrag erfüllt zu haben.

Sprüche.

Von Johannes Schlaf.

Schiffsalzenhoben,
Fertig,
Lehn' ich an der lichten Pforte,
Schaue durch grau Gitterwerk einer Luke
In jene Nacht,
Die alle Geheißte birgt.

Es ist die große Niederlage geschehen.
Volk und Vaterland stehen vor sehr dunklen
Horizonten,
In der äußersten Bedrängnis eines Tiefsten, das
sie sind.

Nur ein Weg steht noch offen,
Der beste:
Der zu ihnen selbst.

Gibt es auserwählte Völker,
Gotttragende?
Ein auserwähltestes?
Immer ist sein Los das schwerste,
Seine Berufung ist die höchste.

Feldwache an der Somme.*)

Von Karl Jörger.

Meinen Kameraden
vom 3. Badischen Infanterieregiment
Markgraf Ludwig Wilhelm Nr. 111.

Vermächtnis.

Wer einst durch jenes Feuer schritt
Bleibt Bruder allen Toten,
Ihr Opferwollen trägt er mit
Als Größtes von Geboten.
Er weiß, daß dieses Dasein bleibt
Ein Schwall und blindes Hegen,
Wenn nicht ein letztes Ziel ihn treibt,
Sein Leben einzufegen.



Im Kessel.*)

— „Brr! Brr! Hahu!“ —
Die kalte Brause schwemmt mildtätig den
letzten Schützengrabenschlamm aus den Poren.
Unsere Kleider stecken im Entlausungsosen.
— „Wasser! Immerfort Wasser!“ —
Im wohligen Guß dehnten und drehten wir
unsere Körper. Da heult durch den qualmigen
Dunst der Badestube ein jäher Ruf: „Sofort
fertig machen!“ —
Das Antreten war leichter befohlen als aus-
geführt, dampften doch alle unsere Lappen im

* Die obenstehende Erzählung in der vierteligen Schilderung
„Feldwache an der Somme“ ist als letzter Teil mit Genehmigung des
Verfassers entnommen.

polternden Reinigungskessel. Der Ofen spie die
Uniformbündel aus, wir sprangen darüber, er-
haschten schließlich mit Brüllen und Drängeln
unser Zeug und glitschten hinein.

Auf der matschigen, ausgefahrenen Landstraße
trabten wir in seinem Sprühregen nach dem vor
wenigen Augenblicken verlassenen Ruhelager. Die
durchhitzten Kleidungsstücke trieben aus uns einen
juckenden Schweiß.

Mit hochrotem Kopfe erwartete uns am Lager-
eingang der Kompagniespieß: — „Kinder, beeilt
euch doch! Die Franzmänner sind bei Clerj durch-
gebrochen!“ —

Leutnant Vogler musterte seinen ersten Zug:
— Die Sonntagsurlauber sind noch nicht zurück.
— Umhängen! Ohne Tritt, marsch!“ —

Hinter Peronne bogen wir nach einem schützen-
den Wäldchen auf einer Anhöhe und gruben
uns notdürftig ein. Im langgezogenen Graben
brodelte unter uns schwarzer Geschützrauch, rollten
und barstten schwere Granaten.

Ein Radfahrer brachte die ersten Meldungen
aus vorderster Stellung. Während der Nacht
sollten die Sachsen das erste Garde-Reservekorps
im rechten Anschluß an die badische Division bei
Clerj zur Somme ablösen. Mitten in das über-
stürzte Vorrücken und Absluten der Kompagnien
schleuderten die Franzosen einen Feuerüberfall,
welchem ein rascher Angriff folgte. Die voll-
kommen stellungsfremden und hilflosen Sachsen
wurden mühelos überrannt und zum großen Teil
gefangen, Clerj ging an den Feind verloren.

Daher sah sich bei Tagesanbruch der angren-
zende Flügel der badischen Division verbindungs-
los ins Gelände ragen. Die vom heimtückischen
Flankenfeuer hart bedrängten Hundertneuner
verbissen sich, bis über die Knie im Schlamm ver-
sinkend, grimmig in jeden Fußbreit Boden.

Schon strichen feindliche Flieger bedenklich
nieder über unser zeretztes Deckungswäldchen.
Wir hüllten uns in die grauen Zelttücher, auf
welche eintönig Nieselregen rann.

Ruckweise brannte durch schwere Pulver-
schwaden die rote Abenddämmerung. Ueber den
Sommeeümpfen sammelte sich undurchdringlicher
Nebel. Erstes Sterngeleucht glitzerte höhnisch
durch hastende Wolkenballen. Wir nahmen die
Finger und zählten, wieviele von unseren besten
Freunden heute wieder verbluteten, doch die
Finger reichten längst nicht mehr aus.

Schwarze Gestalten huschten über das zer-
wühlte Land. Im blauen Licht der Leuchtkugeln
erkannten wir ein rotes Kreuz im weißen Felde.

Endlos überschütteten uns kalte Regenschauer.
Im Morgengrauen scheuchte uns der Vormarsch-
befehl aus den tümpeligen Erdsöchern. Der alte
Lambour Beyle rief nach mir: — Gefreiter
Severus bleibt einstweilen zurück und führt die

Urlaubler alsbald nach deren Eintreffen in die Stellung nach!“ —

Die Züge schwärmten gruppenweise tief in die dunstüberdeckte Senkung. In langen Pausen hallte aus der Ferne der leise Abschuß und das grelle Bersten von schweren Minen. Eine einsame Amsel flötete unbekümmert von einem zersplitterten Eichenast in den aufsteigenden Regentag.

Verdroffen und schlafhungrig zottelten endlich die Sonntagsurlaubler herzu. Da jedoch feindliches Sperrfeuer den Zugang ins Trichtersfeld verriegelte, harrten wir in unserem Wäldchen bis zum Abend.

Niemand konnte Auskunft geben, an welcher Stelle der Front unsere Kompanie eingesetzt worden war. Blindlings tappten wir über zerfallene Grabenstücke und moorige Granatlöcher in die Nacht. Am Stacheldraht zertrampelter Berghaie rissen wir uns die Hände blutig. Nach mühseligen Stunden schimmerten vor uns deutsche Stahlhelme: — Welches Regiment?“ —

„Fünfundsechzig.“ —

— „Habt ihr keine Hundertelser gesehen?“ —

— „Hundertelser kennen wir nicht. Zieht nicht so verrückt im freien Gelände herum!“ —

Stumm schleppten wir uns zurück. Da blitzten vom feindlichen Hügelrand bläuliche Abschüsse. Schlammfäulen spritzen hoch, Granatsplitter firtren.

Als die Beschießung stockte, schrie ich in die Finsternis. Keine Stimme antwortete. Ich griff um mich und griff eine klebrige Schleimmasse. In meinen Händen hielt ich einen lebenswarmen Beinstampf.

Entseht rannte ich von der Stätte des Grauens.

Ueber weite Wegstrecken schimmerte schwacher Lichtschein. Ich stampfte darauf zu.

Die Stunden dehnten sich. Endlich vernahm ich hinter verschlossenen Fensterläden munteren Gesang:

„Das schönste Land in Deutschlands Gauen,
das ist mein Badner Land,
es ist so herrlich anzuschauen
und ruht in Gottes Hand.“ —

Hier mußten Landsleute hausen. Unter dem Eingang begegnete mir ein breitschultriger Mann in Offiziersuniform: — „Severus! Ja, wo kommst denn du her? Und wie siehst du aus? Da, lauf!“ —

Ich hatte mich in der Dunkelheit zu einer Flugzeugabwehrbatterie weit hinter der Front verirrt, und Leutnant Wandrer im früheren Leben feuchtsrüchlicher Gastwirt in meiner Heimatstadt, kredenzte mir ein Glas erdruchigen Weines.

„Die lange Nacht hindurch suche ich mein Regiment und kann es nirgends finden. Wir waren neun Mann. — Jetzt bin ich aber hundsmüde.“ —

— „Ach was! Laß die Sucherei! Bis der Morgen graut, bleibst du bei mir. Wohin willst du sonst? — Uebrigens kommst du gerade zur guten Stunde, heute nachmittag sind drei Kisten Fremersberger Sylvianer von meinem alten Herrn eingetroffen. — Friß, noch zwei Flaschen!“ —

Wir erzählten, tranken und qualmten, bis unsere Augen verschwommen schimmerten und unsere Schädel hart auf die Tischplatte schlugen.

Bleischwer kugelte ich auf den Strohsack.

Mitten in der Nacht sprang ich auf. Geschüßdonner krachte rechts und links von uns, dazwischen drang aus dem Dunst ein gleichmäßiges Surren.

— Wandrer, aufstehen! Fliegeralarm!“ —

Der Leutnant rollte sich zusammen und rülpste:

— „Ich pfeife auf das Getnalte. Schlaf doch weiter, du Rindvieh!“ —

Am Morgen erfuhren wir, ein Zeppelin habe über uns gekreuzt und sei nach irrtümlichen Meldungen von deutscher Seite besunkt worden. Da warf sich Leutnant Wandrer in die Brust: — „Severus, das Lustschiff kann vom Glück reden, weil wir nicht geschossen haben. Wir hätten es sauber heruntergepusert!“ —

Mit zwei Flaschen Fremersberger Klostertropfen im Broibeutel nahm ich von meinem Landsmann langatmigen Abschied.

Vor Peronne traf ich nach ziellosem Umherstrolchern den Kriegsfreiwilligen Brühl von unserm ersten Zug, welcher nach Wasser und Zigaretten ausgeschiedt war. Er prüfte mich erschrocken: — „Severus? Du? Heute wollte dich Leutnant Vogler in die Verlustliste eintragen.“

Die beiden grünleuchtenden Flaschen blinkten vor seinen Augen:

— „Vorläufig lebe ich, den Zeitumständen angepaßt, noch recht gern.“ —

Als ich mich bei meinem Zugführer zurückmeldete, wurde ich zu meiner alten Gruppe nach Unteroffizier Stoll befohlen.

Westlich von Peronne erstreckte sich gegen den Sommerkanal ein pfadloses Sumpfsgebiet, welches in Friedenszeiten ausschließlich der Jagd auf Wassergeflügel vorbehalten war und in welchem nur ein breiter Bahndamm festen Stützpunkt bot. Zu dessen Seiten lauerte weit hinaus tüdliches Moor, an wenigen Stellen von schmalen Laufstegen überbrückt. Der Ausbau einer unterbrechungslosen Grabenbefestigung war auf dem wankenden Untergrunde nicht denkbar. Dafür lagen Feldwachen von acht bis zehn Mann, die Flußübergänge zu beobachten, im Gelände zerstreut.

Unteroffizier Stolls Gruppe kampierte unter einer breitläufigen Buche. Eine lustige Laubhütte aus Bretern, Zweigwerk und Schilf geflochten, lehnte sich an den Stamm. Mitten im grossenden Geschüßgebrüll der endlosen Schlacht verbrachten wir im Schatten des riesigen Baumes, noch un-

bemerkt vom Feinde eine Reihe geruhamer Tage, die Stunden gemessen zwischen Wächtdienst, Kartenpiel, Essen und Schlafen teilend.

Der Bahndamm, an welchem unser zweiter Zug eingekantzt wachte, wechselte unterdessen täglich mehrfach den Besitzer. In tiefer Reihenstaffelung rannten stets erneut schwarze Horden dagegen an und rissen einzelne Stücke an sich, bis sie durch Gegenangriffe der spärlichen Verteidigung wieder zurückgekehrt wurden. Allmählich begannen die Franzosen die Beschädigung des Dammes mit schwerstem Schiffsgeschütz. Zerfetzte Schienenteile flogen baumhoch und schlugen im Niederschmettern zermalmend auf die Verteidiger. Bald schwiegen die zwölf Maschinengewehre unseres Regiments.

An einem spätherbstklaren Nachmittag wurden wir zur Unterstützung an den wankenden Damm gezogen. Ein fremder Maschinengewehrzug schwärmte ein. Um die zweite Mittagsstunde schleppte er das erste Gewehr in Stellung. Nach einer halben Stunde waren Gewehr und Mannschaft in einem rauchenden Granattrichter verschüttet.

Schwarze Rauchberge finsterten in unserem Rücken. Französische Flieger hatten das Munitionslager unserer Artillerie gesprengt. Jetzt versagte auch das Sperrfeuer unserer Geschütze.

Ueber den ausgewählten Boden dunstete schwüler Sonnenbrand. Stacheldraht und Gewehrläufe blinkten in der Hitze. Die gezackte Front entlang rauschten mächtige Staubsäulen zur Höhe. Ab und zu huschten aus dem Wäldchen graue Gestalten vor und zurück.

Längst hörte man nicht mehr den einzelnen Abschuß einer Mine, das getrennte Knallen eines Gewehres. Wir staken in einem grellen Höllenlärm. Unsere Ohren waren taub geworden und unsere Augen blind.

Wohin wir krochen hatten sich Menschen zum Sterben ausgestreckt. Wir krümmten uns wie hilflose, gezeichnete Tiere.

Als wir spät in der Nacht wieder unseren Feldwachstand bezogen, brannten rechts von uns die zerrissenen Wälder im blutroten Schein der Flammenwerfer. Karlsruher Leibgrenadiere und Raftatter Füßliere rückten über zerstampftes Feld zum Gegenstoß.

Im Ausdämmern des nächsten Tages stiegen rings um die Feldwache aus dem Sumpf zerspringende Luftblasen, welchen quirlende Wasserbächlein folgten. Ueberall löste sich die Erde zu unseren Füßen.

Wir starrten wortlos. Die Franzosen hatten die Dämme des Kanals durchstoßen und suchten, uns wie Ratten zu ersäufen. Nunmehr bedrängte uns der Tod aus den Tiefen und aus der Luft, und dazwischen klammerten wir uns hartnäckig an das Restchen Leben, welches noch in uns zuckte.

Hastig zog mich der kleine Landwehrmann Weißgerber am Rockärmel zum Postenstand und wies nach den gegnerischen Höhen jenseits der Flußniederung. Endlos quollen dort die schwarzen Menschenschlangen des Feindes zum Angriff herab. Durch das Glas erkannten wir blinkende Gewehrläufe und schimmernde Stahlhelme, doch unsere Geschütze schwiegen, weil seit den Lager sprengungen jegliche Munition mangelte.

Durch das bergende Gebüsch schleppte Leutnant Voglers Bursche ein kleines Fäßchen verdächtigen Fusels heran. Brandner stürzte gierig darüber her und trank den Branntwein wie Wasser.

Allzu bald stotterte er mit glasigen Augen: „Hat keiner mehr einen Schlud Kaffee in der Feldflasche? Mir brennt die Gurgel durch!“

Gelangweilt begannen um die Mittagsstunde Unteroffizier Stoll und ich unser übliches Kartenpiel.

Unterdesen stöberte Brühl in der Laubhütte. Bekommen hielt er inne: „Brandner ist verschwunden! Mir schwant nichts Gutes.“

Nach bangem Harren torfelte der Gesuchte unbefümmerte und ungedekt im hellen Sonnenlichte vom Kanalufer herauf. Unteroffizier Stoll betrachtete ihn finster: „Brandner, wo warst du?“

„Warum? — Bachwasser habe ich gesoffen!“

„Am Kanal? — Brandner, wenn der Franzmann dich dort beobachtet hat, sind wir alle geliefert.“

Gehent, Einschlag, Rauch, Schreie!



Als ich aus der Betäubung aufschreckte, rieselte klebriges Blut über meine Augen. Die linke Hand war verkrallt und brannte von glühendem Eisen.

Ueber mir ragte schwarz der von einem Vollerfasser zerspaltene Strunk der Buche. Das herabgelegte Astwerk hatte die Laubhütte zermalmte. Aus einem Wirrwarr von Holzgeflecht, Brettern und Schilf drang Wimmern, Aechzen und Stöhnen. Unteroffizier Stoll hing regungslos über der niedern Bank.

Zögernd Zweige und Laubhütte hebend, wühlte sich Brandner einen Ausschluß. Er preßte

die Hand auf den rechten Oberschenkel, durch die zusammengequetschten Finger quoll ruckweise Blut. Wir krochen geschneht nach der Reservestellung. Zu beiden Seiten klatschten Einschüsse in den Sumpf und schleuderten baumhohe Wassersäulen über uns.



Beim Kompagnieführerunterstand brüllte ich die Treppe hinab: „Sanitäter! Sanitäter! Alle Mann der Feldwache liegen verschüttet!“ —

Leutnant Mäder gab Antwort Severus, kommen Sie herab! Sie müssen zuerst verbunden werden.“

„Es geht nicht, Herr Leutnant! Ich muß doch den Weg zur Feldwache zeigen.“

„Severus herab! Die Sanitäter finden die Feldwache allein.“ —

Im von einer Kerze kümmerlich erhellten Kompagnieführer-Unterstand verband mir der Sanitätsunteroffizier Kopf und linke Hand. Brandner wurde auf das Lager des Kompagnieführers gelegt.

Krankenträger schleppten in durchbluteter Zeltbahn den schwerverwundeten Brühl aus dem Sumpfe zurück. Oberarm und Oberschenkel klafften von Splittern bis auf die Knochen aufgerissen.

Vor der zerfetzten Buche ruhte Unteroffizier Stoll mit tödlichem Herzschusse. Der kleine Landwehrmann Weißgerber lag mit offener Schädeldecke hinter dem Postenstande.

Die Feldwache I war aus dem Befehlsbuche gestrichen.

Zögernd tropften die Stunden. Durch den Eingang des Unterstandes leuchtete gleichmäßig ein Stück tiefblauen, wolkenfreien Himmels.

Die Fernsprecher surrten unaufhörlich. Meldegänger krochen ein und aus. Am Bahndamme verflammerte sich unser zweiter Zug grimmig gegen zehnfache Uebermacht.

In einer Feuerpause goß mir Leutnant Mäder einen Rognal ein: „Severus, auf Wiedersehen in der Heimat!“ —

Granateinschieße löschten unser Kerzenlicht. Die Erdhöhle dunstete von geronnenem Blute.

Endlich neigte sich der Tag zum erlösenden Abend. Im Dämmerlichte winkte Brandner und mir ein Krankenträger. Unser Weg ging über zerwühltes Land und offenstehende Massengräber.

Der Regimentsarzt reichte uns im Feldlazarett nach kurzer Prüfung den rotgeränderten Transportzettel. Wir atmeten auf: „Deutschland!“

Die Feldwache unter der einsamen Buche wurde nicht mehr bezogen.

*

Die Mutter der Kompagnie.

Von M. Winkel.

Mit nachstehendem Artikel glaubt die Schriftleitung tausenden von badischen Soldaten aus dem Herzen gesprochen zu haben in Erinnerung an den Kompagniefeldwebel.

In dem schönen und großen Kranze der deutschen Soldatenlieder gibt es nicht eins, das die zwar stille, aber nichtsdestoweniger aufopfernde und selbstlose Wirksamkeit eines Kompagniefeldwebels besingen würde. Denn wieviel Verantwortung, Pflichtbewußtsein und Hingabe lastete in besonderem Maße auf den Schultern der Kompagniemutter! Diesen Ehrennamen hatte sich der Kompagniefeldwebel in unserer alten deutschen Armee wahrlich verdient, wenn auch seine Tätigkeit leider oft genug verkannt und falsch eingeschätzt worden ist. Jedem alten Soldaten ist es jedoch eine bekannte Tatsache, daß nur die allertüchtigsten und fähigsten Unteroffiziere mit dem Amte des etatsmäßigen Feldwebels betraut wurden. Dies mag als ein Beweis dafür gelten, wie hoch dieser Dienstgrad im deutschen Heere eingeschätzt wurde. Daß dies mit Recht geschah, beweisen übrigens die Voraussetzungen, die im Hinblick auf die Besetzung der Feldwebelstellen in der Reichswehr ganz dieselben geblieben sind.

In meiner Erinnerung haftet unverlöschbar das Bild von der ersten Kompagniemutter in einer Garnison während des Weltkrieges.

Wir waren im zweiten Jahre des großen Krieges zu einem badischen Infanterieregiment einberufen worden, ungefähr 600 Berliner im Alter von 18—19 Jahren. Eine frohe und ausgelassene Stimmung herrschte in unserem Transportzuge, der uns der badischen Garnison zuführte. Wir waren jung. Der heiße und begeisterte Drang beseelte uns, den Vätern und Brüdern, die nun schon zwei Jahre im Felde standen, recht bald zur Hilfe kommen zu können. Der Geist des 1. August 1914 lebte in uns.

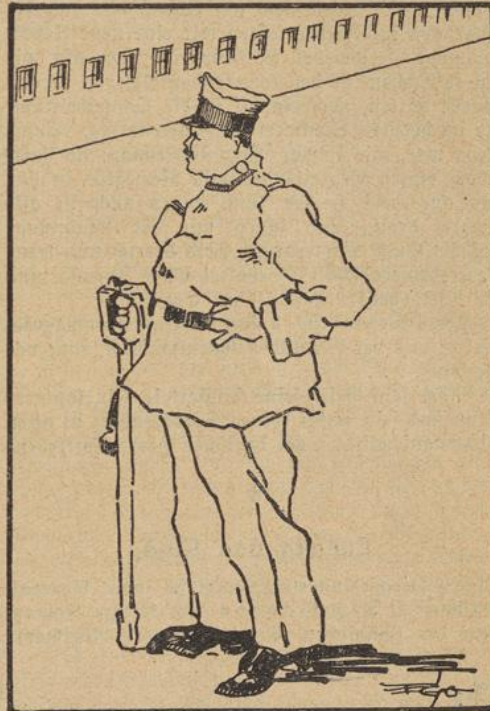
Auf dem großen Kajarnenhof in unserer Garnison wurden wir in Kompagnien und Korporalschaften eingeteilt. Und hier lernten wir auch zum ersten Male in unserem Leben die besondere Stellung und allerdings auch mit einigem Schrek-

ten, das gewaltige und alles übertönende Organ eines Kompagniefeldwebels — unsere künftige Kompagniemutter — kennen. Feldwebel S. war ein alter Soldat im fünfzehnten Dienstjahre. Seine Gestalt war zwar klein und gedrungen. Aber die klaren, scharfen und alles überblickenden Augen, die durch die bereits angegrauten und steil in die Höhe ragenden Spitzen seines Schnurrbartes die Glieder der soeben formierten Kompagnie musterten, übten vom ersten Augenblick an eine bezwingende Gewalt auch auf die Widerspenstigen aus. Wir hatten sofort das Gefühl, daß der Feldwebel unserer Kompagnie ein Mann war, mit dem nicht zu spaßen war, und der genau wußte, was er wollte. Mehrere Narben bedeckten das energische Antlitz des Statsmäßigen, die er sich mit dem E. K. I. und einigen anderen Auszeichnungen an seinem Waffenrock gleich im ersten Jahr des Weltkrieges geholt hatte. Diese Tatsachen steigerten unseren Respekt ins Unermeßliche, besaß doch noch nicht einmal unser Kompagnieführer das E. K. I.

Die ersten Wochen der Ausbildung flossen im strengen Dienst dahin. Wir stellten während dieser Zeit sehr schnell fest, daß unsere Kompagniemutter nicht nur bei uns, den Rekruten, sondern auch bei sämtlichen Ausbildungsunteroffizieren eine gefürchtete Persönlichkeit war, die nichts durchgehen ließ. Zudem hatte Feldwebel S. die nicht jedem Rekruten angenehme Gabe, auch die geringfügigsten Unregelmäßigkeiten mit einem geradezu bewunderungswürdigen Scharfblick sofort zu erfassen. Streng und knapp klang sein Tadel; Schimpfwörter kannte er nicht. Kurz und überaus selten, fast widerwillig, hörten wir ein Lob aus seinem Munde, das dann natürlich auch als eine ganz besondere Ehre für den Belobten betrachtet wurde, auf die er stolz sein durfte. In allen Taten und Worten des Feldwebels S. konnten wir trotz unseres verhältnismäßig jungen Alters das Vorhandensein eines unbeugsamen Gerechtigkeitswillens feststellen, was uns in einem unbedingten Vertrauen zu ihm aufblicken ließ. Neben dieser sprichwörtlichen Gerechtigkeit in allen Dingen lernten wir bald noch eine andere Tugend kennen, die uns vorerst noch neu war, und die unsere zwar strenge, aber treffliche Kompagniemutter uns mit wahrhaft befeeltem Eifer ins Herz zu pflanzen bestrebt war: die Kameradschaft!

Unsere Ausbildungszeit neigte sich dem Ende zu, als eines Tages neue Rekruten, und zwar Landwirtsöhne aus dem badischen Schwarzwald, eintrafen. In der deutschen Heimat ging bereits der Hunger um. Die Patete, die wir anfänglich noch aus Berlin geschickt bekamen, wurden spärlicher, bis sie eines Tages fast ganz ausblieben. Unsere neuen Kameraden aus dem Schwarzwald, die auf unsere Korporalschaften verteilt wurden, kannten im Gegensatz zu unserer großstädtischen Heimat natürlich keine Lebensmittelknappheit, so

daß ihre Spinde stets mit den schönsten Dingen gefüllt blieben. In unseren Spinden herrschte die Armut. Da kam eines abends unvermutet der Feldwebel S. auf die Stuben. Nach der üblichen Meldung ging er sogleich schweigend an die Befichtigung unserer Spinde, vor denen wir Aufstellung genommen hatten. Als er die Stube wieder verließ, hatten wir eine neue Seite an unserer Kompagniemutter kennengelernt. In einer verblüffenden Feinheit hatte der Statsmäßige seiner Verwunderung über den so unterschiedlichen Inhalt



der soeben von ihm beichtigten Spinde ausgedrückt und hieran die Aufforderung verknüpft, Kameradschaft nicht nur mit den Worten, sondern auch in der Tat zu üben. Seine kurzen und knappen Ausführungen endigten in einem Satz: „ich würde mich schämen um meine Kompagnie, wieder derartige Zeichen eines unkameradschaftlichen Verhaltens zu sehen!“ Es braucht nicht besonders hervorgehoben zu werden, wie das Verfahren unserer sorglosen und alle menschlichen Schwächen erfassenden Kompagniemutter die nachhaltigste und auch von ihm beabsichtigte Wirkung ausübte.

Ein überaus feines Gefühl hatte unsere Kompagniemutter für das Nichtwollen und Nichtkönnen bei den Leuten seiner Kompagnie. Er kannte jeden Einzelnen. Wir haben oft das eigenartige Gefühl gehabt, als wäre er schon vor

unserm Eintreffen über die Eigenarten und Veranlagung jedes einzelnen von uns unterrichtet gewesen. Als es bekannt wurde, daß wir an die Ostfront kommen sollten, wo gerade die Brussilow-Offenstöße einsetzte, glitt der Blick des Feldwebels S. oft gedankenschwer über unsere Reihen hinweg. Während Bataillons-, Kompanie- und Zugführer uns noch alle erdenklichen praktischen Ratsschläge erteilten, stand die Kompaniemutter schweigend abseits. Ein guter, vorbildlicher, tapferer Soldat, ein vorzüglicher Ausbildungsfeldwebel ist er wohl, aber sicherlich eben kein Redner — dachten wir. Denn noch am Abend vor unserem Ausrücken ins Feld erlebten wir eine neue Ueber-raschung. Feldwebel S. beorderte uns, als wir unsere Sachen für den kommenden Morgen bereits gepackt hatten, noch einmal in die Schneiderstube, die im höchsten Stockwerk der Kaserne lag. Seine Rede war, wie immer, kurz und knapp; sie hatte jedoch etwas Ergreifendes und Bewegtes in sich, das aus dem Herzen kam, daher auch in alle Herzen drang und schloß mit der Mahnung: „Wehrt Euch, Kameraden! Seid deutsch und treu! Liebt Kameradschaft! Behaltet Eure Jugend, und die Welt gehört demaleinst Euch!“

Der Leutnant S., unsere einstige Kompanie-mutter aus der friedlichen Garnisonstadt, ruht vor Verdun

Möge sein Geist, seine Tapferkeit, sein lauterer Sinn und sein echtes treues Soldatenherz in allen Kompaniemüttern des deutschen Heeres fortleben!

*

Ludwig das Kind.

Eine Kriegserinnerung, verfaßt von General-leutnant z. D. v. G a g e r n, im Kriege Kommandeur des (Badischen) Ersatz-Infanterie-Regiments Nr. 28.

Am 6. September 1915 ritt ich, von meinem Gange durch die Stellung zurückkehrend, durch das Dorf Essey, welches zu meinem Abschnitt gehörte. Der Ortskommandant meldete mir, daß er einen 13jährigen Knaben, der bei der Nachbarbrigade im Schützengraben gewesen sei, festgenommen habe. Ich ließ mir den Jungen kommen und fand einen netten, aufgeweckten Bengel im Anzuge der Pfadfinder. Er hieß Ludwig Liebny, und stammte aus dem Vororte Queuleu bei Metz, wo sein Vater, wenn ich mich recht erinnere, Eisenbahnsekretär war. Der Vater hätte ihm erlaubt, sich während der Herbstferien an der Front nützlich zu machen. Ausweis-papiere hatte er nicht bei sich, weil der Ortskommandant von Bouillonville, der ihn schon beim Eintreffen in diesem Orte hatte festnehmen lassen, sie ihm abgenommen hatte. Auf meine Frage, warum ihn dieser denn nicht in B. be-

halten hätte, erklärte er mir etwas verschämt, er sei ausgerissen! Das nahm mich für den Jungen noch mehr ein, als es schon seine nette Erscheinung und sein frisches Wesen getan hatten. Ich ordnete an, daß der Junge im Laufe des Tages mit erster sich bietender sicherer Gelegenheit ins Madinelager zu schicken sei. Von dort aus forderte ich zunächst die Papiere des Jungen aus B. an. Da sie seine Aussagen bestätig-



ten, schrieb ich an den Vater, daß ich, wenn er einverstanden wäre, den Jungen bis zum Schluß der Ferien im Lager behalten würde, er müsse mir aber eine schriftliche Erklärung senden, daß er weder an das Reich, noch an irgendeine Person einen Anspruch stellen würde, wenn dem Jungen etwas zustiehe, im übrigen würde ich ihn vor allem soweit schützen, wie es eben unter den gegebenen Umständen möglich sei. Binnen 48 Stunden hatte ich diese Zustimmung. Inzwischen war schon mit der „Ausbildung“ Ludwigs, des Kindes der Brigade, begonnen worden. Der Regimentsadjutant des Regiments 36 gab ihm Reitunterricht; er lernte Pferde puzen, sein Lieblingsaufenthalt war überhaupt der Stall. — Aber er mußte auch bei der Bedienung im Kasino etwas tätig sein und brachte uns daher nach dem Essen den Kaffee herein. Ich habe ihn zu verschiedenen Ritten in das Hintergelände und einmal zu einem Wirkungsschießen der Artillerie mit auf meine „Prozentrumsloge“, wie ich den Gefechtsstand nannte, mitgenommen. Jedenfalls hat der Junge wohl einen größeren Genuß von seinen Ferien gehabt, als er es sich bei seinem Ausmarsche aus Metz hatte träumen lassen, und wir beim Stabe haben viel Freude an seiner Frische, seiner Anstelligkeit, seiner Wißbegier gehabt. Mit der Dauer seiner Ferien hatte er mich übrigens beschnurrt. Er hatte mir gesagt, daß sie bis zum 21. September währten.

Am 19. aber kam ein händeringender Brief seines Vaters, die Schule habe schon wieder begonnen, der Junge werde dringend zurück erwartet. So wurde er am 20. früh durch den Unteroffizier Bösting vom Brigadestab „sicher“ nach Mez zurückbefördert. Zu Weihnachten 1915 habe ich noch einen Gruß von ihm gekriegt, dann habe ich ihn aus den Augen verloren. Was mag aus ihm geworden sein? Er wollte Marineingenieur werden, und bei seiner „Abschiebung“ habe ich ihm noch gesagt, daß er sich dann mal erst „feste auf den Hosenboden setzen müsse“. Daß die Familie aus Mez vertrieben worden ist, erscheint mir zweifellos. Schade, daß solche Verbindungen ebenso rasch abreißen, wie sie geknüpft werden, aber „Ludwig, das Kind der Brigade“ bleibt mit meinen Erinnerungen aus jener Zeit in engster Verbindung. Sollten ihm, der inzwischen ja erwachsen sein muß, diese Zeilen zufällig vor die Augen kommen, so seien sie ihm ein Gruß, und er soll mal etwas von sich hören lassen.

*

Du deutscher Knab.

Von Fritz Wilkendorf.

Du deutscher Knab, auf dich kommts an,
Das alte Erbe ist vertan,
Zerstoben ist das deutsche Heer,
Verloren ist das deutsche Meer.
Die alten Grenzen sind zerfehrt,
Die deutschen Stände sind verfehrt
Du, Knabe, du bist Deutschland fehrt.

Du deutscher Knab, sei rein und schlücht,
In dir glüht Deutschlands Morgenlicht.
Sei treu und trotzig bis ins Mark,
Voll Glaube, Liebe, jugendstark.
Reiß du zum Sieg, werd du ein Mann,
Bau Deutschland auf, denk immer dran:
Du deutscher Knab, auf dich kommts an!

*

Vom Bug zur Elbe.

Eine Erinnerung von der Heimkehr der deutschen
Schwarze-Meer-Truppen.
von Martin Winkel.

Den Bolschewiki war es im März 1919 mit erdrückender Uebermacht gelungen, sich der Stadt Nikolajew am Schwarzen Meere zu bemächtigen.

Nach Nikolajew, dem damaligen Hauptstützpunkt der deutschen Truppen im Schwarzen-Meer-Gebiet, hatten sich beim deutschen Umsturz die deutschen Regimenter aus dem Dongebiet, von der Krim, aus dem Kaukasus und aus dem Heiligen Lande durchgeschlagen. So lagen wir in dieser Stadt seit dem Januar 1919 etwa 15 000

deutsche Kameraden unter dem Kommando des Generalleutnants Ezzenenz v. Sack konzentriert und harrten der Schiffe, die uns der Heimat zuführen sollten; denn der Landweg zur ferneren Heimat war uns durch die eingetretenen Ereignisse abgeschnitten.

Nikolajew und seine zum Teil bis zu 15 Kilometer entfernten Vororte wurden von uns gegen die aus dem Norden uns aus dem etwa 30 Kilometer entfernten Cherson zunächst noch tastend und vorsichtig vordringenden Bolschewiki gehalten. Es lag klar auf der Hand, daß wir bei einer Uebergabe der Stadt und vor allem unserer so heiß begehrten Waffen an die Bolschewiki unrettbar verloren waren. Uns drohte dann das Schicksal so vieler Kameraden, die, bis aufs Hemd ausgeplündert, hungernd, frierend, bettelnd und auf die Gnade der Russen und Polen angewiesen, sich durchs Land schleppen mußten.

So waren wir entschlossen, unser Leben so teuer als möglich zu verkaufen und Nikolajew unter allen Umständen zu halten, bis die von dem Vorsitzenden der deutschen Waffenstillstandskommission für das Schwarze Meer-Gebiet, Vize-Admiral v. Hopmann, eingeleiteten Verhandlungen mit der Entente wegen der Ueberlassung von Schiffen für die Heimreise Erfolg hatten.

Vom Januar bis Anfang April 1919 vergingen die Tage in ständigen Plänkereien und Gefechten mit den Bolschewiki, deren Häuptling, der Ataman Grigoriew, ein Ultimatum nach dem anderen nach Nikolajew sandte, um uns zur freiwilligen Räumung der Stadt und Abgabe der Waffen zu veranlassen. Da indes seine immer unverschämter werdenden Forderungen bei uns keinen Eindruck hinterließen, schwor er endlich, bei unserer Abfahrt aus dem Hafen unsere Schiffe zusammenzuschießen. — Eine noch zähkere Verteidigung war unsere Antwort.

Noch die Uebermacht erwies sich schließlich zu groß. Die Bolschewiki hatten zudem mehrere französische Regimenter, die im März in Cherson gelandet waren, fast völlig vernichtet und bekamen nun ob dieses nicht abzuleugnenden Erfolges aus allen Teilen des Riesenreiches gewaltigen Zuzug. Auch in der von uns gehaltenen Stadt wurde es immer unruhiger. Es gäerte. Munition und Sanitätsmittel waren uns in den aufreibenden Gefechten der letzten Monate knapp geworden. Die Stadt mußte schweren Herzens übergeben werden. Einige Stunden später trafen auch die sehnsüchtig erwarteten Schiffe ein. Sie wurden mit ungeheurem Jubel begrüßt. Vergessen war alles Leid, — es ging der Heimat entgegen; Hamburg sollte unser Ziel sein. Ein bitterer Vermutstropfen nur mischte sich in die allgemeine ausgelassene Stimmung: vierhundert liebe Kameraden ließen wir zurück. Sie tun auf dem deutschen Soldatenfriedhof in Nikolajew ihren letzten langen Schlaf. . . so fern der Heimat. Wer mag heute ihre Gräber pflegen?

Unser Dampfer, „Belikorrussija“ (Großrußland), war ein ausgemustertes Schiff der russischen Handelsmarine. 2000 Kameraden richteten sich auf diesem Dampfer wohllich ein. Die Knappheit des Schiffsraumes bedingte es, daß wir wie die Heringe zusammengepreßt lagen. Aber die Sehnsucht nach der Heimat ließ uns alles in einem roßigen Lichte erscheinen.

Das Schwarze Meer, bekanntlich eines der stürmischsten der Erde, ging in hohen Wellen. Hier und da reckte ein Hai, die in Scharen unser Schiff begleiteten, in erwachender Neugier seinen unförmigen Kopf aus dem Wasser . . .

Zu den herrlichsten und unvergänglichsten Eindrücken der ganzen Meerfahrt, die nur durch einen unfreiwilligen Aufenthalt bei Saloniki getrübt wurde, gehörte die Fahrt durch die Dardanellen. Zu beiden Seiten hatten wir die wunderbare köstliche Aussicht auf die im sanft steigenden Hang sich erstreckenden prächtigen grünen Wiesen, Wälder und Felder. Hier und da lag versteckt unter Bäumen und blühenden Büschen ein Häuschen. Schlanke weiße Prachtgebäude und trozig emporragende Ruinen zogen an unseren Augen vorüber. Vieh weidete auf den Auen. Der Frieden grüßte uns . . . zum ersten Mal nach vier Jahren! Sehr wohlthuend berührte uns die in zahlreichen und herzlichsten Zurufen ausgedrückte Zuneigung der Bevölkerung. Unser türkischer Waffengefährte brachte uns in vielen Körben auf seinen Rähnen Erfrischungen und Obst. Drei Tage lagen wir vor Konstantinopel, das bereits die Engländer besetzt hatten, dann befanden wir uns wieder auf hoher See.

Eine herrliche Fahrt durchs Mittelmeer reihte sich an. Vor uns fuhr jetzt ein britischer Kreuzer, dessen Kurs für uns maßgebend war und dem wir folgen mußten, um nicht auf die noch zahlreich vorhandenen Minen aufzulaufen. Wir sahen auch häufig, wie sich die Geschütze der Engländer auf Mienen richteten und sie zerstörten.

Eines morgens erblickten wir in weiter Ferne Land. Ueber der steilen Höhe des Meina sahen wir unter einem klarblauen Himmel die Rauchwolken des feuerpeienden Berges gen Himmel ragen. Italien! Viele von uns schwiegen in tiefer Ergriffenheit. Unsere Militärkapelle intonierte: „Nach der Heimat möcht' ich wieder . . .“ Eine selige Vorfreude der Erwartung überkam uns. Heimat, o Heimat, wie würden wir dich wiedersehen?!

Gibraltar . . . Hier kamen die Engländer zu uns aufs Schiff und suchten nach Waffen und photographischen Apparaten. Sie nahmen uns aus unerfindlichen Gründen unseren Scheinwerfer fort. In steiler Höhe lagen die Felsen von Gibraltar vor uns, jenes im Jahre 1701 von den Engländern dem spanischen Volke geraubte Besitztum. Unzählige Geschütze aller Art

richteten ihre Läufe gen Ceuta, hinüber nach Afrika. Mehrere englische Schlachtschiffe begrüßten einen gerade einfahrenden Amerikaner durch eine Ehrentanonade. Die „Sieger“ waren unter sich. Unser Schiff stand irgendwo abseits der Bucht. Viele Kameraden bißten die Zähne zusammen, stiegen dann in verhaltenem Weh in den dunklen Schiffsraum. Und dann — irgend jemand im Schiffsraum hatte es angestimmt — erklang über unser ganzes Schiff das deutsche Lied, weit über das Meer bis zu den Engländern und Amerikanern dringend: „Deutschland, Deutschland über alles . . .“

Stürme und Gewitter begleiteten uns durch den Golf von Biskaya. Jetzt hatten wir die spanische Küste stets vor Augen. Das Unwetter segte mit solcher Gewalt über das Deck, daß wir uns meistens im Schiffsinnern aufhalten mußten. Wer bisher von der Seekrankheit verschont geblieben war, bekam sie jetzt. Wir fuhrten in den Kanal ein und legten in Falmouth an, wo wir die letzte Kohlenladung nahmen und die ersten Telegramme nach der Heimat schicken konnten. Nach neun Monaten waren dies die ersten Nachrichten an die Angehörigen!

Wir befanden uns auf holländischem Meeresgebiet, als uns am frühen Morgen des 10. Juni brausende Hurrarufe an Bord eilen ließen. Ein abmontierter deutscher Kreuzer empfing uns; er war uns aus Deutschland entgegengekommen. Ein Generalstabsmajor überbrachte uns die ersten Grüße der Heimat und Stöße deutscher Zeitungen. Dann fuhr der Kreuzer wieder davon, um unseren Empfang vorzubereiten.

Wir stürzten uns über die Zeitungen her. Nie im Leben werde ich den Eindruck vergessen, den diese ersten deutschen Blätter bei uns hinterließen. Ein tiefes, ernstes Schweigen der Bestürzung hatte sich unserer bemächtigt. „Unruhen im ganzen Reich, Schmachfriede, Versenkung der deutschen Flotte vor Scapa Flow“: das waren die ersten Nachrichten! . . . Armes deutsches Vaterland. Und dennoch! Die Heimat hatte uns nicht vergessen. In Brunsbüttelkoog wurde uns ein so herzlicher und warmer Empfang bereitet, wie wir ihn uns nie erträumt hätten.

Im Lockstedter Lager wurden sodann unsere Entlassungsangelegenheiten geordnet. Unser Kommandeur hielt eine tief ergreifende Ansprache an sein scheidendes Bataillon, gedachte der vielen Kameraden, die draußen geblieben waren, mahnte in eindringlichen Worten zur Treue und reichte jedem noch einmal die Hand. Die Stunde des Abschieds hatte geschlagen.

In vielen Sonderzügen rollten die letzten deutschen Truppen vom Schwarzen Meer wieder den deutschen Gauen entgegen.

*

Heinrich Vierordt.

Ein Gedenkblatt

zum 75. Geburtstag des badischen Dichters.

Als erster Sohn des Oberleutnants Vierordt vom Grenadierregiment kam am 1. Oktober 1855 Heinrich Vierordt in Karlsruhe zur Welt. Der Vater verbrachte im Rang eines Oberstleutnants, aber in der bürgerlichen Stellung eines Stadtrats, in der Landesresidenz seinen Lebensabend. Die Mutter schildert der Dichter in seinem Lebensbuche als eine menschenfreundliche, gastfreie, opferfähige und uneigennützig deutsche Frau.

Beiden Eltern bewahrt der Erstgeborene ein dankbares getreues Erinnern.

In der Waldstraßenwohnung Alt-Karlsruhes wuchs der muntere Knabe in bescheidenen Verhältnissen heran. Die Schule bereitete dem verträumten Jungen manche Schwierigkeiten. Damals wurde im Unterricht „noch tapfer mit dem Meerzohrgearbeiter.“ Doch knüpfen sich bei der mehrfachen Versetzung des Vaters an die wechselnden Wohnorte unvergessliche Jugenderinnerungen. In der Freiburger Volksschule hat der Vorschüler von seinem Lehrer zuerst gehört, was ein Dichter für sein Land bedeutet. In Wertheim konnte er während der letzten Gymnasialjahre erwachende Jüngling, waldurchstreichend, romantische Naturstimmungen auskosten. Im Herbst 1874 lernte der angehende Poet den auf der Höhe des Lebens stehenden Dichter Victor von Scheffel kennen, der gleich Vierordts Vater, 1826 geboren war. Eine unausgesetzte, anregende Freundschaft verband beide Karlsruher bis zu Scheffels Tode 1886.

Am seinem 22. Geburtstag mußte Vierordt den bunten Rock mit den schwarz-weißen Achselknäuren des Einjährig-Freiwilligen anlegen; denn am 1. Oktober trat der junge Musensohn in das 1. Badische Leibgrenadierregiment Nr. 109 zu Karlsruhe ein. Seine Dienstzeit hat uns Vierordt im 9. Abschnitt seiner Erinnerungen in humorvoller Weise geschildert. Wo heute in der Residenz die Hauptpost steht, spielte sich in der alten Kaserne des Dichters Dienstjahr ab.

Begabt und begeistert für deutsche Sprache, Kultur und Geschichte, studierte der Jungmann in Heidelberg, Leipzig, Berlin, die Deutschkunde, um sich zuletzt in Heidelberg den Doktorhut zu erwerben. Seine geschichtlich geeichte Natur ließ ihn später Stoffe der germanischen Sagen, Gestalten des Altertums und des Mittelalters sowie Helden der Neuzeit dichterisch formen. Im Laufe seines langen Lebens unternahm der schönheitsdurstige Dichter über ein halbes Hundert großer Wandersfahrten. Sie führten ihn an geschichtlich bedeutsame Plätze, durch ganz Europa. Als leidenschaftlicher Schwimmer erzählte Vierordt einmal: „Es gibt wohl kaum ein Gewässer



Heinrich Vierordt

zwischen Mittelmeer und Nordsee, worin ich nicht meinen Leib gebadet habe.“ Seine Wandergebiete reichen vom Nordkap bis zur Südspitze Siziliens, von den Pyrenäen durch Österreich, Dalmatien, Bosnien bis hinunter zu den Steppen Ungarns. Italien hat er ein dutzendmal durchpilgert und Südfrankreich mit Vorliebe wiederholt aufgesucht. In des Dichters Studierstube sind viele treugehegte Andenken, seltsame Steine, Muscheln und Kristalle, Bilder und Statuetten dieser planvollen Streifzüge zu finden.

Ueber den Auslandsfahrten aber hat Vierordt sein Vaterland und die badische Heimat nie vergessen. Die Vorliebe für Sage und Geschichte machten ihm besonders Städte, Burgen und Denkmäler bedeutsam. Das historisch heldische fesselte überall sein Gemüt stärker, als die Wunder der Natur. Von den Weltfahrten zog es den Wanderfrohen immer wieder zurück in unser Heimatland, dem er seinen vollstümlichsten Lobpreis: „Uns Land Baden“ geschrieben hat. Nach erlebnisreichen Lehr- und Wanderjahren gründete Vierordt als Vierziger in der Vaterstadt Karlsruhe sein eigenes Heim. Er verheiratete sich mit der musikbegabten Tochter des evangelischen Kirchenpräsidenten Helbing. Seine Frau war eine sehr geschätzte Kirchen- und Konzertsängerin, sie ist dem Vielgeprüften eine feinfühlende treue Lebensgefährtin. Der glückhaften Ehe entsproß eine Tochter, die heute im Dienste eines Frauenbundes steht.

Bereits in des Dichters Jungmannjahren sind

die „Akanthusblätter“, Dichtungen aus Italien und Griechenland, ebenso seine „Vaterlandsgesänge“ erschienen. Die letzteren sollten von der deutschen Jugend nicht vergessen werden. Sie versenkten uns in die große Zeit deutscher Einheit und Kraft, in ihnen spüren wir des Dichters blühende Jugend, wo die Reichsgründung, wie ein Wunder, nach jahrhundertlangem Traume in Erfüllung ging. Im Kreise eines trauten Familienlebens wachsen nun des Verstärklers Gedichtbücher heran. Nach längerem Schweigen erschienen seine „Fresken“ und die „Gemmen und Pasten“ (1902), eine Sammlung Tagebuchblätter aus Italien. In den „Meilensteinen“ hat Bierordt die kleine Welt, sein bescheidenes Familienleben und dessen biedermännische Haushaltung eingehend geschildert. Die „Kosmoslieder“ (1905) haben ihre Stoffe dem All entrauft, sie sind mit großer Schaulust wortverwegen gestaltet. Ein grobkörniges Spruchbuch sind des Dichters „Deutsche Hobelspähne“, eine Reihe Stoßseufzer und Stammbuchblätter, die in geistvoller Art zeitliche Mode- und deutsche Charakterchwächen ehrlich geißeln. Kurz vor dem Weltkrieg gab er eine Auslese „Deutsche Ruhmeschilder und Ehrentafeln“ heraus. Man erkennt in diesen straffen „Widmungen und Weihungen“, daß Bierordts tiefste Leidenschaft dem Vaterlande gilt. Zum siebzigsten Geburtstag hat er sein warmherziges „Badisches Heimatbüchlein“ veröffentlicht. Darin besang er weite Teile unserer Südwestdeutschen Landschaft, wie er allein es konnte, als echter Sohn des Badner Landes. Seltsame Ergebnisse und Gesichte schildert die 1926 folgende Sammlung „Grotosten“, sehr eindrucksam, weil Bierordts Eigenart verworrene Begebenheiten und wundervolle Vorfälle besonders liebt. Zuletzt (1928) erschienen die religiösen Dichtungen „Sänge der Seele“. In der Hauptsache brachten sie biblische Themen und Stimmungsbilder, die durch Herausarbeitung der Gegensätze ihre Wirkung erreichen. Inmitten dieses Verbandes stehen „Religiöse Sprüche“, in welchem das Streben des gütigen Menschen nach versöhnender Duldsamkeit erhebenden Ausdruck findet.

Mit den vielen Veröffentlichungen wurde der badische Künstler, im Laufe seines begnadeten Lebens ein ureigener, selbstschöpferischer Gestalter. Aus seinem Werke spricht ein ewig junger Geist, der in gediegenen Bahnen, von edler Begeisterung getragen, Verse geboren hat, die voll anschaulicher Lebensfreude ihren Weg zum Volke und seiner Jugend finden werden. Ueber die vielen Dichterefreundschaften von Scheffel, Kerner, Hansjakob, Raabe, Fulda, Villenfein und andere, reicht uns Heinrich Bierordt im hohen Alter die Schale der Schönheit voll menschlicher Sittlichkeit, bescheiden, abseits einer kleingläubigen Zeitkunst. Wenn auch der Dichter im letzten Jahrzehnt viel

unter dem tragischen Geschick unseres Volkes gelitten hat, so ist er, dessen deutsches Herz vieles doppelt niederdrückend empfand, doch sich selber treu, geblieben. Eine Fülle ungebrochener, idealistischer Kraft strahlt von seiner Persönlichkeit aus, die ihm bis zum Tode den Blick für alles Echte und Edle bewahrt.

Dem 75jährigen Menschen- und Lebensfreund gilt darum in treuer Dankbarkeit unsere Ehrentafel:

Heinrich Bierordt!

Deutscher Jugend Fels und Hort,
Europawanderer und Heimatbetreuer,
Bismardverehrer voll Jugendfeuer.
Wie eine trostige, knorrige Eiche
Stehst du im deutschen Dichterreiche,
Klassisch, romantisch und lebensstark
Vaterlandsjäger, treu bis ins Mark.

Fritz Wilkendorf.

*

Bei den Soldaten (1877/1878).

Von Heinrich Bierordt*).

Am 1. Oktober 1877, meinem zweiundzwanzigsten Geburtstage, trat ich als Einjähriger-Freiwilliger in das 1. Badische Leibgrenadierregiment Nr. 109 zu Karlsruhe ein. Meine Lockenhaare fielen unter klirrendem Scherenschnitt, und der schwere Diensthelm mit seiner geringen Ausdünstungsfähigkeit hatte mich bald der letzten Ueberbleibsel einjähriger Herrlichkeit beraubt; diesen zielgerechten Haarausrauber widerstanden selbst die borstenwüchsigsten Bauernhaarböden nicht.

Ich wurde der 8. Kompagnie unter Hauptmann von Böcklin, mit zwei Schicksalsgenossen, Spieß und Kuhn, zugeteilt. Zunächst wurden wir Einjährige — es mochten so 30 sein — unter gemeinamer Fuchtel eingedrillt, um die dringlichsten Neulingskünste zu erklernen und in sechs-wöchiger Lernzeit der Einstellung in die verschiedenen Kompagnien entgegenzureifen. In den ersten Tagen, noch in Bürgerkleidung, wurden wir auf dem vorderen Kasernenplatze — wo sich jetzt das stattliche Gebäude der Reichspost erhebt — dermaßen mit „Raillieren“ hin und her gesprengt, daß uns Hören und Sehen vergingen. Einer — C. F. Otto Müller aus Bremen, nachmals einer der bedeutendsten, verdienstvollsten Großkaufleute der badischen Hauptstadt — trug gar noch seinen englischen Zylinderhut, was sich bei dem affenmäßigen Durchfeinardergepurzel sehr belustigend ausnahm. Ein teuflisch böser Unteroffizier namens Regenscheit, der in abscheulichen Ausdrücken kein

*) Aus dem Buch seines Lebens, erschienen im Tümmel-Verlag, Stuttgart, 1925. Preis geb. Mk. 6. —.

Hehl daraus machte, bis aufs Blut uns schinden zu wollen, hätte das Zeug dazu gehabt, den Soldatendienst uns jungen, vom besten Willen besetzten Leuten vom ersten Tag an gründlich verhaßt zu machen, hätte nicht der menschlich fühlende Feldwebel Reudold, dem das Herz am rechten Fleck saß, Einsehen gehabt und Einhalt geboten. Jener grausame Blutschinder wurde durch eine brauchbarere Kraft, den „jebildeten“ Unteroffizier Kühbl, ersetzt.

Einer der ältesten Leute meines Zugangs, bereits wohlbestallter Lehramtspraktikant — er wurde nachmals ein ausgezeichnete Schulmann in Mannheim — Otto Hammes, pflegte bei schon etwas entwickelter Geistleibigkeit auf den Befehl „Stillstand“ noch eine Art letzten, erschöpften Nachschreifers zu tun und dabei seinen Nachbar in Unruhe zu versetzen. Ergrimmt stürzte der Unterweisungsoffizier, Leutnant Jäger Schmid, auf den Nebenmann des Hammes zu: „Mensch, wollen Sie noch gleich still stehn?“ Dieser, angstverdattert, stottert zu seiner Entschuldigung: „Der Herr Hammes drückt!“ Als habe er seinen Ehren nicht getraut, erstarrte der Offizier förmlich und rief nach kurzer Versteinerungspause: „Feldwebel Reudold, kommen Sie mal her, Sie, wiederholen Sie dem Feldwebel, was Sie mir soeben sagten!“ Der Unglückliche noch furchtverwirrter, stammelt nochmals die lächerlich-verhängnisvollen Worte. Nunmehr losbrechend, herrschte der Leutnant den Einjährigen an: „Ja, seit wann gibt's denn in Reich und Glied Herren? Man sagt: Der Hammes drückt!“

Vor dem Mühlburger Tore rechter Hand, wo jetzt der schlanke Bau der altkatholischen Auferstehungskirche in die Lüfte ragt, war eine Lichtung in den Hardwald gehauen, worauf sich das Übungshaus der Feuerwehr und allerlei Turngerüste befanden, die durch den Wachtposten geschützt wurden. Der Wald erstreckte sich ungelichtet von den Schienen der Maxauer Rheinbahn bis gegen Mühlburg hinaus; inzwischen ist die Landstraße ausgebaut und das einst entfernte liegende Städtchen-Dorf ein stattlicher Karlsruher Vorort geworden.

Auf jener Waldlichtung haben wir manchmal Tropfen Schweiß vergossen; man war romantisch genug gestimmt gewesen, einen schönen großen Baum inmitten der als Übungsplatz dienenden Waldblöcke stehen gelassen zu haben, wiewohl der Stamm der mächtigen, wilden Azalie, die Bewegungen und Marschreihen erheblich in Zerrüttung brachte. Wie oft ließ der gute Feldwebel uns hier in langen Zügen auf sich zumarschieren und rief: „Kerls, ihr marschieret ja wie Faßtenbrehle, wie verrissene Zeitunge, wie Ahlenschwanz im November!“ Als der Stechschrittmarsch durchaus nicht glücken wollte, hob er die weißbehandelten Hände gen Himmel und flehte verzweifelt:

„Steig runner, heiliger Petrus, steig runner und gieß ene (= ihnen) den Parademarsch ein!“ —

Gleich beim Eintritt in den Kompagniedienst ward ich durch Erkältung unwohl und mußte das Zimmer hüten. Hauptmann, Feldwebel nebst Unteroffizier besuchten mich in väterlich besorgter Weise. Kaum war ich genesen, aber noch etwas krankenzimmerhaft aussehend, als wir vor dem Hauptmann „Parademarsch in Kompagniefrent“ machen mußten; ich warf meine Beine fürchterlich heraus, um die Zufriedenheit des beliebten Kompagnieführers oder des „Alten“, wie die Soldaten gerne sagten, zu erringen; ich mußte jedoch einen solchen bis zum Zerrbild überanstrengten Eindruck hervorgebracht haben, daß mein seelenguter Hauptmann mich zu sich rief und mir in seiner gemüthlichen, unverfälscht badischen Mundart sagte: „Strenge Se sich doch net so schrecklich an, Bierordt, Sie werde mir ja wieder krank. Sie sehn noch so blaß aus. Gehn Se heim und ruhn Se sich noch e paar Tag aus!“ Ich ließ mir das nicht zweimal sagen. Mit strammem „Zu Befehl, Herr Hauptmann!“ und als hätte ich Angst, sein huldvolles Wort möchte ihn gereuen, machte ich schleunigst Kehrt, stellte mein Gewehr in seine Stütze, warf im Hui den Dienstanzug in die Ecke und flog nach Hause, dort auf höheren Befehl häuslicher Ruhe und gemächlichen Lesewerks zu pflegen. So ziemlich ein Vierteljahr der Dienstzeit habe ich daheim krank oder halbkrank gefeiert; in keinem Jahre meines Lebens habe ich so viel gelesen und mich vorab in der älteren deutschen Schauspielwelt umgesehen, als im Soldatenjahre; es fiel gottlob noch in eine glückliche, harmlosere Zeit. War auch das Dienstabweisungsbuch vielleicht weisichtiger und die Zahl der zu erlernenden „Griffe“ reichhaltiger, so soll dafür später eine fast unheimliche, ans Menschenmögliche grenzende Anspannung aller Kräfte verlangt worden sein. Damals standen noch die Augen Bismarcks und Molkes offen und man fühlte sich im Schatten solcher Brauen sicher wie in Abrahams Schoße! . . .

In der Kompagnie gab es ungezähltes Antreten und Verlesen. Ein großer Teil der Zeit wurde mit Warten und Herumstehen und wieder mit Herumstehen und Warten hingebacht; man kann sagen: im wesentlichen bestand und besteht das Soldatengeschäft im Warten der Dinge, die da kommen sollen. Eine geschlagene halbe Stunde vor jedem angeordneten Dienste mußte bereits angetreten werden! Vor Ausmärschen war es ein Unsinn, wenn die Mannschaften in voller Feldmarschaurüstung sich schon durch zweckloses Stehen im Hausflur ermüdet hatten.

Anfang Dezember mußte ich die erste Wache „brennen“. Ich stand an frostglühendem Wintertage vor dem Schloßeingang und schirmte meinen Landesherrn vor Gefahren. — Meine ganze

Familie, einschließlich der Dienerschaft, zog an meinem Schilderhause vorüber, um dieses großen Anblickes zu genießen! Behaglich war das Aufstauen der kältestarren Glieder am hizeprühenden Eisenofen der Schloßwachstube, wenn auch die unter den Pritschen sich herumtummelnden Ratten die Gemüthlichkeit nicht zu erhöhen imstande waren. Jeder Freiwillige mußte dreimal als „Gemeiner“ und ebenso oft als „wachhabender Gezeiter“ die Wache beziehen. So kam ich gleich

Am unheimlichsten war das Postenstehen draußen am „Wagenhaus“, das von der längst niedergerissenen Friedrichstornwache — am heutigen Wendelsjohnplatz — aus versehen wurde. Dort lehnte das Schilderhaus an die graue Mauer des alten Kirchhofs. In regenschütternder, stürmischer Zännernacht von 1878 drückte ich mich stundenlang in das rotgelb gestrichene Schilderhäuschen hinein, indes der Wintersturm in den Holzschindeln, womit die Wetterseite des Wagen- und Geschir-



Leibgrenadierkaserne in Karlsruhe

darauf auf die „Stoßwache“ in der Kaserne; dort vergnügten sich die auf der Pritsche hingestreckten Grenadiere zur Unterhaltung damit, daß sie an die tabakrauchgeschwärzte Decke des Wacht-raumes mit unheimlicher Fertigkeit hinauspuckten, was dann als erfrischender Morgentau wieder vom Himmel herniederfiel. Die Stoßwache stellte den Posten auf dem Turnplatze vor dem Mühlburger Tor; dort hatte ich von 8—10 Uhr abends und von 2—4 Uhr morgens die Turngeräte zu bewachen. In später Abendstunde kamen meine guten Eltern aus der Stadt durch das Gehölz und steckten ihrem einsamen Sohne zum Trost etwas Schnabellegendes zu. Die Stunden zwischen Mitternacht und Tagesanbruch sind die unangenehmsten zum Wachssehen; da wirken, zumal im Walde, die ungeheure Verlassenheit und Stille bedrückend. Zwei Stunden lang wanderte ich mit Gewehr über und trug, um mich bei Mut und Wachsamkeit zu erhalten, mit lauter Stimme Freiligrath'sche Gedichte mir selber vor, das Feuer-wehriidungshaus umstapfend.

hauses verschalt war, raste, wie wenn hinter mir im Friedhofs die Knochen mitternächtlicher Grabentstiegener rassend aneinander rupperten . . .

Kompagniefeldwebel war der brave, ehrliche Hessenauer, der auf den Schlachtfeldern von 1870 zu dieser Würde bereits emporgestiegen war und als solcher seither unter Hauptmann von Böcklin gedient hatte. Hauptmann und Feldwebel verkehrten, natürlich mit dem gehörigen Abstände, wie alte Kriegsgenossen miteinander, die sich in schwerer Zeit gegenseitig erprobt hatten. Vor den Herbstübungen wurde der uns bereits bekannte Rekrutenfeldwebel Neudold, ein ebenso hiederer Mann, unser eigentlicher Kompagnieführer. Vizefeldwebel war ein langer, dider spiegelglänziger, den Gottheiten Bacchus, Gambrius und der Venus sehr ergebener Falstaff, der, wie zum Selbsthohn, Fromm hieß. Meine beiden Unteroffiziere, Ohmer und Kurze, in deren „Korporalschaften“ ich abwechselnd diente, waren mir freundlich gesinnt. Ab und zu spendete ich ein kleines

Geschenk, weil solche nach dem Sprichworte die Freundschaft unterhalten; aber von großen „Schmieralien“, wie sie gleichzeitig bei den Reitern und den Geschütztruppen im Schwange waren, konnte keine Rede bei uns sein. Dies hätte der rechtlich denkende Feldwebel Hessenauer nicht geduldet, von dem ich bloß einmal sah, daß er sich im Zorne zu einer häßlichen Handlung hinreißen ließ: Beim „Löhnungsappell“ hatte der Hauptmann gefragt, ob irgendeiner noch etwas zu fordern habe; da bei solchem Anlasse die von Hause gekommenen Päckchen, Geldeinzahlungen und dergleichen offenkundig mit Nennung der Summen ausgehändigt wurden, trat ein Neuling vor und behauptete, daß ihm der eingetroffene Zuschuß nicht ausgezahlt worden sei! Der Unvorsichtige hätte den Feldwebel unter vier Augen an ein bloßes Vergessen erinnern sollen, und alles wäre gut gewesen. Nun stellte der Hauptmann erstaunt den Feldwebel zur Rede, wie das komme. Dieser, glutrot vor innerer Erregung und Unwillen, daß man ihm eine Ungenauigkeit zutrauen könne, entschuldigt sich des Versehens halber. Nachdem die Kompagnie weggetreten war und der Herr Hauptmann sich entfernt hatte, ließ der Feldwebel kraft eigener Machtvollkommenheit alle Mannschaften im Kompagniebereich abermals antreten und den soldatischen Brauches noch Unkundigen, der die Beschwerde gewagt hatte, vortreten und versetzte ihm eine Ohrfeige, deren Schall mir heute nach vielen Jahren noch im Trommelfelle knallt; kein anderer hatte sich je wieder beschwert.

Bei den Soldaten meiner nächsten Umgebung — ich darf es ohne Selbststruhm sagen — war ich sehr beliebt; ich verstand ihnen auf der Wachtstube Geschichten zu erzählen und zeigte menschliche Wärme für ihre Persönlichkeit, ihr Heimdorf, ihre Beschäftigungen zu Hause. So fand ich eines Tages zufällig jenen feldwebelbeohrfeigten Neuling in Tränen aufgelöst auf seiner Bettstelle sitzen; er hieß Ehrhinspiel und entstammte dem reichen Hanauerlande; seine Gefährten hänselten und verspotteten ihn: „Biß wohl e Mädle, daß de so greinscht!“ Der Aermste litt unfäglich an Heimweh. Ich meinte, es gehe ihm hinderlich und bot ihm insgeheim Geld an, daß er sich Eßwaren kaufen könnte. Dankend lehnte er mein Anerbieten ab und ich ersah künftig aus den Auszahlungen der von Hause gesendeten Beträge, daß mein junger Schützling der wohlhabendste seiner Genossen war. Durch meine menschliche Teilnahme hatte ich von der Stunde an einen so ergebenen Mann an ihm, daß er mir alle erdenklichen Aufmerksamkeiten erwies. Ich merkte meine Beliebtheit besonders daran, daß, sobald ich in die Kajernenstube trat, fast alle Bewohner sich mit mir zu schaffen machten, mir beim Aus- und Ankleiden behilflich waren und, da ich einen ziemlich achtlosen „Wischer“ (Putzbürsche) hatte, mit Bürsten, Lappen und Wischbüschchen an meinen Kleidern

und Stiefeln herumwirtschafteten, bis ich fein säuberlich wie aus dem Schächtelchen da stand. Dann und wann beglückte ich einen der Eifrigsten mit einer Zigarre; wiewohl selbst Nichtraucher, hatte ich stets einen gespidten Behälter in der Tasche stecken — Glimmstengel sind ja Zauberstöde! Meine waren offen gestanden, die billigsten, deren ich habhaft werden konnte; beim Rauchen tut die Einbildung das Beste, und so wirkten sie Wunder und mundeten vortrefflich; ich hörte mit stillschmunzelnder Genugtuung, wie hinter meinem Rücken ein Grenadier zum anderen sagte: „Du, die ist vom Bierordt, die muß man mit Verstand rauchen!“

*

Drei Gedichte von Heinrich Vierordt. Frankenspruch.

Die Heiden um Wertheim in rötlichem Sprüh'n,
Die Flüsse, die Burgen in flüsterndem Grün,
Ich kenne dort hinten an Tauber und Main,
In Speßart, im Odenwald jeglichen Stein.
Und jeglichen Baum und jeglichen Strauch,
Und ich kenne die Herzen des Volkes auch!
Und den' ich, wo Deutschland am deutschesten glüht
In sonniger Landschaft, im gold'nen Gemüt:
Aufleuchtet mir in Gedanken
Mein Franken!

*

Winterwaldgang im Hardtwald.

Im Walde weht der Winterdust
Zu stiller Sonnenwendeseier;
Im Buschgehölz und Felsenkluft
Spinnt's weiße, zarte Spitzenschleier.

Wie lauter Silberfiligran,
Ghlt es von reif'gen Eisgebilden;
Die Wipfel starren wolkenan,
Gleich Riesen mit kristall'nen Schilden.

Die Föhren ächzen sneelastschwer,
In stummer Klage sinken Floden:
O horch! da läuten obenher
Durch Nebelwald die Weihnachtsglocken.

*

Scheffel und Hebel.

Schimmernd durch silbernen Schwarzwaldb-
nebel:
Zwillingssterne der Alemannen,
Mit Licht überflutend die nächtigen Tannen;
Zwillingssterne mit funkelndem Blinken,
Dem Bodensee, dem Rheine zwinken;
Ueber dem Blauen, über dem Belchen
Tausend glühend in Bergblumentelchen
Nehmt diesen Gruß, landsmännische Meister,
Freundlich entgegen im Reiche der Geister.

*

Ein Stück Seekrieg vor 16 Jahren.

Von einem Mitkämpfer und Augenzeugen.

Am 16. Oktober 1914 wurde Ostende und Brügge in Belgien von deutschen Truppen eingenommen. Von der 4. Torpedobootsflottille wurden 4 Torpedoboote namhaft gemacht, welche gegen die Themsemündung vorstießen, um dort Minen zu legen und das Auslaufen der englischen Flotte verhindern sollten. Es war damit zu rechnen, daß die Engländer Ostende und Brügge beschließen wollten. Es war dies die erste weitreichende Operation in feindlichen Gewässern und wurde streng geheim gehalten. Alle Torpedobootsflottilen bewarben sich um diesen Auftrag, und es fiel die Wahl auf die 4. Torpedobootsflottille (Kommandant Korvettenkapitän Thiele). Auf den 4 Torpedobooten S 115, S 117, S 118 und S 119 wurden nur Freiwillige mitgenommen und nur die notwendigste Besatzung. Von Vortum aus ging die Fahrt am Morgen des 17. Oktober 1914 westwärts an den holländischen Inseln entlang. Dort wurde die Flottille von einem englischen Unterseeboot gesichtet, welches sofort tauchte und anscheinend das englische Flottenkommando funktentelegraphisch benachrichtigte. Unseren 4 kleinen veralteten Torpedobooten, von denen nur jedes mit drei 5-Zentimeter-Kanonen bewaffnet war, schickte der Engländer 5 der modernsten Kreuzer und Zerstörer entgegen. Etwa um 3 Uhr nachmittags traf die Flottille mit mehreren holländischen Dampfern zusammen. Hinter diesen versteckt führten die englischen Streitkräfte. Da die Uebermacht zu groß war, wollten unsere Boote entweichen, jedoch liefen sie nur 18 Seemeilen in der Stunde, weshalb sie von den englischen Kriegsschiffen gleich aufgeholt wurden. Dieselben eröffneten ein rasendes Geschützfeuer auf die ziemlich wehrlosen Torpedoboote. Korvettenkapitän Thiele drehte jetzt auf die Uebermacht zu, um mit Torpedos anzugreifen und der Verzweiflungskampf begann. Vorher wurden sämtliche Minen über Bord geworfen, um die Torpedorohre schwenken zu können. Auf 2000 bis 3000 Meter schlugen jetzt die englischen Granaten auf die dem Untergang geweihten Torpedoboote ein. S 115 ging sofort unter großer Rauchentwicklung in die Tiefe. S 117 erhielt schwere Treffer in den Heizräumen, worauf es ebenfalls unterging. Dem Führerboot S 119 gelang es bis auf einige hundert Meter an die englischen Kreuzer heranzukommen und ein paar Torpedos abzufeuern, welche aber ihr Ziel verfehlten. Auch S 118, schon mehrere mal schwer getroffen, geht trotzdem zum Angriff über, aber mit den 5-Zentimeter-Kanonen läßt sich nichts erreichen. Eine Granate reißt dem Kommandanten ein Bein ab, er bleibt aber auf seinem Posten bis das Boot sinkt. Etwa 30 Ueberlebende von

S 118 springen über Bord, jedoch nur 2 davon können am andern Tage von holländischen Fischern gerettet werden. Das Führerboot S 119 war nur noch allein, aber kämpft unentwegt weiter, obwohl es von Granaten durchsiebt war. Schwerverwundet gibt der Kommandant das Zeichen zum Sprengen, um das Boot nicht in die Hände des Feindes fallen zu lassen. Der Flottillenchef Thiele, ebenfalls verwundet, befahl noch: „Alles aus dem Schiff“, worauf er einen Granatendolltreffer erhielt. Als S 119 als letztes Boot gesunken war,



rettete der Engländer einige Ueberlebende davon. Gefallen waren auf unserer Seite 11 Offiziere, 61 Deck- und Unteroffiziere und 160 Mannschaften. Da die Engländer nicht alle Ueberlebenden retteten, so wurde das deutsche Lazarettsschiff „Ophelia“ ausgesandt, um dieselben aufzunehmen. Die „Ophelia“ wurde jedoch gegen Völkerrecht, auf dem Schauplatz von englischen Kriegsschiffen gefapert.

Zum 15. Male jährt es sich, daß der britische Löwe in seinem Reiche angegriffen wurde und am frühen Morgen des 16. Dezember 1914, also vor 15 Jahren, durch deutsche großkalibrige Granaten aus seiner beschaulichen Morgenruhe aufgeweckt wurde. Unsere 5 größten und besten Schlachtkreuzer: „Derflinger“, auch „eiserner Hund“ genannt, „Seydlitz“, „von der Tann“, „Moltke“ und „Blücher“ war es an jenem Morgen vorbehalten, das Märchen von der englischen Unbezwingbarkeit zur See zu nicht zu machen. In seinem Käfig wurde der britische Leu aufgesucht und ihm Aug' in Aug' bewiesen, daß seine Taten und Zähne seit Trafalgar ziemlich abgestumpft waren.

Nachfolgend in kurzen Zügen die Kampfhandlung, von dem Engländer „Demonstration“ genannt:

Am 15. Dezember 1914, morgens 3 Uhr, fuhr ein unserer großen Schlachtkreuzer, „Derflinger“, „Moltke“, „Seydlitz“, „Blücher“, „von der Tann“ und „Kolberg“ von Schillig-Reede in die Nordsee, mit dem Auftrage, die englischen Küstenstädte Hartlepool, Scarborough und Witby zu beschießen. Zur feindlichen Unterseebootsfischerung fuhr seitlich die 9. und 1. Torpedobootsflottille. Der Kurs ging zuerst nördlich und später, etwa 50 Seemeilen hinter Helgoland nordwestlich. Damit der Engländer in keiner Weise verständigt werden konnte, wurden um begegnende Handelsdampfer große Bogen gemacht und zur Irreführung derselben, zeitweise die englische Kriegssflagge auf einzelnen Schiffen gesetzt. Aber wie aus späteren englischen Berichten hervorgeht, hatte der Briten doch Wind von dem Unernehmen bekommen, war aber der Meinung, daß wir in England Truppen landen wollten. Sämtliche englischen Geschwader liefen deshalb ebenfalls am 15. Dezember 1914 aus und verteilten sich an der bedrohten Ostküste, um uns den Rückweg abzuschneiden. Aber der Engländer mußte nicht, daß unser Gros, die Linienfahrer, uns auf dem Rückwege bei der Doggerbank aufnehmen sollten. In der Nacht zum 16. Dezember setzte so schwere See ein, daß die ganze Unternehmung in Frage gestellt war. Jedoch so kurz vor dem Ziel, die englische Küste war um 8 Uhr morgens in Sicht, gab es kein Zurück mehr. Die 9. und 1. Torpedobootsflottille, auf welcher Schreiber dieses Berichtes auf „G 197“ als Torpedoobermaschinenmaat kommandiert war, waren zuerst bestimmt, nahe an die englischen Häfen zu fahren und die Signalstationen unter Geschützfeuer zu nehmen. Infolge des hohen Seegangs und der schweren Brandung an der felsigen Küste wäre aber große Gefahr für uns gewesen, daß die leichten Torpedoboote kenterten. Deshalb entließ der Befehlshaber des Kreuzergeschwaders Vizeadmiral Ritter von Hipper die kleinen Kreuzer und die beiden Torpedobootsflottillen nachdem etwa 100 Seemeilen der englischen Küste entfernt stehenden Gros der deutschen Flotte. Unsere 5 großen Schlachtkreuzer verteilten sich aber auf die 3 englischen Häfen und begannen auf 5000—7000 Meter Entfernung davon die militärischen Anlagen, die Docks, Signalstationen und Gaswerke zu bombardieren. Dabei kamen in hoher Fahrt von Norden her 4 englische Zerstörer, welche unsere Kreuzer torpedieren wollten. Jedoch wurden die Zerstörer von „Seydlitz“, „Moltke“ und „Blücher“ in den Grund geschossen. Bei der Beschießung erhielt „Blücher“ von den Batterien der englischen Forts ein paar Treffer und es fielen 9 Mann aus. Auch „Seydlitz“ und „Moltke“ erhielten Treffer, jedoch ohne Menschenverluste. Die englischen Forts wur-

den nach etwa halbstündiger Beschießung zum Schweigen gebracht. Außer den Forts wurden die Gas- und Wasserwerke in den 3 Städten in Brand geschossen und vernichtet. Auch die Bewohner hatten große Verluste, da nach englischen Berichten etwa 200 Personen getötet und etwa 300 schwer verwundet wurden. Das war dem Briten noch niemals passiert, daß er im eigenen Lande angegriffen wurde. Die Deutschen waren eben „Sunnen“ und „Barbaren“ wie die englischen Zeitungen schrieben, auf friedliche Städte zu schießen und die Einwohner zu töten. Daß diese Städte aber mit Forts besetzt waren, wurde dem Auslande wohlweislich verschwiegen.

Der kleine Kreuzer „Kolberg“ hatte während der Beschießung durch die Schlachtschiffe inzwischen in verschiedenen Hafeneingängen Minen gelegt. Die englische Flotte versuchte nach der Beschießung unseren Schlachtschiffen den Weg abzuschneiden, kam aber zu spät.

Die kleinen Kreuzer und die 9. und 1. Torpedobootsflottille wurden auf dem Wege zu dem bei der Doggerbank stehenden deutschen Gros mehrere Male von großen englischen Streitkräften angegriffen, jedoch hatten wir keine nennenswerten Verluste. Ein großes britisches Schlachtgeschwader der King Edward-Klasse passierte in etwa 4000 Meter Entfernung an Steuerbord die 1. Torpedobootsflottille. Diese Schlachtschiffe waren im Sommer 1914 noch in Kiel zu Besuch bei der deutschen Flotte gewesen. Leider war es uns nicht vergönnt, jetzt bei dieser nahen Entfernung anzugreifen und Torpedos anzubringen. Ein zu hoher Seegang herrschte, auch wäre ein Einsatz in keinem Verhältnis zum Gewinn gewesen. Wären unsere großen Schlachtkreuzer, oder das Gros zur Stelle gewesen, es hätte eine große Seeschlacht gegeben, aber leider sollte es noch nicht sein.

Am ersten Weihnachtstage 1914 wollte sich der Engländer rächen und schickte mehrere Flugzeuggeschwader nach Wilhelmshaven, Geestmünde und Nordholz, dort die Schleusen bezw. Luftschiffhallen zu bombardieren. Jedoch gelang es keinem Flugzeug durch Bombenabwurf irgendwelchen Schaden anzurichten. Durch Abwehrfeuer von Kreuzern und Torpedobootten und nicht zuletzt dadurch, daß sofort unsere Seesflieger und Luftschiffe aufstiegen, wurden die feindlichen Flieger wieder verjagt. Ein paar beschädigte englische Flugzeuge mußten auf der Nordsee niedergehen, wurden aber von eigenen Streikräften aufgenommen. Dieselben wurden dann von den einzelnen Torpedobootsflottillen bis weit hinter Helgoland gejagt und beschossen.

Die erste Kriegswihnachten wurde daraufhin auf See in dem erhebenden Bewußtsein gefeiert, daß jeder von uns durch Erfüllung seiner Pflicht zu dem Gelingen beigetragen hatte.

P. L.

*

Wie einmal ein schönes Ross um fünf Prügel feilgewesen ist.

Von Johann Peter Hebel.

Wenn nicht in Salzwedel, doch anderswo, hat sich folgende wahrhafte Geschichte zugetragen und der Hausfreund hat's schriftlich.

Ein Kavallerieoffizier, ein Rittmeister, kam in ein Wirtshaus. Einer, der schon drin war und ihn hatte vom Pferd absteigen gesehen, ein Hebräer, sagte: „Daß das gar ein schöner Fuchs ist, wo Thro Gnaden drauf hergeritten sind.“

„Gefällt er Euch, Sohn Jakobs?“ fragte der Offizier.

„Daß ich hundert Stockprügel aushielte, wenn er mein wäre,“ erwiderte der Hebräer.

Der Offizier wedelte mit der Reitpeitsche an den Stiefeln. „Was brauch'ts hundert,“ sagte er, „Ihr könnt ihn um fünfzig haben.“

Der Hebräer sagte: „Tun's fünfundzwanzig nicht auch?“ — „Auch fünfundzwanzig,“ erwiderte der Rittmeister — „auch fünfzehn, auch fünf, wenn Ihr daran genug habt.“

Niemand wußte, ob es Spaß oder Ernst ist. Als aber der Offizier sagte: „Meinetwegen auch fünf,“ dachte der Hebräer: Hab ich nicht schon zehn Normalprügel vor dem Amtshaus in Günzburg ausgehalten und bin doch noch loscher? —

„Herr,“ sagte er, „Sie sind ein Offizier. Offiziersparole?“ Der Rittmeister sprach: „Traut Ihr meinen Worten nicht? Wollt Ihr's schriftlich?“

„Lieber wär's mir,“ sagte der Hebräer.

Also beschied der Offizier einen Notarius und ließ durch ihn dem Hebräer folgende authentische Ausfertigung zustellen: „Wenn der Inhaber dieses von gegenwärtigem Herrn Offizier fünf Prügel mit einem tüchtigen Stocke ruhig ausgehalten und empfangen hat, so wird ihm der Offizier seinen bei sich habenden Reitgaul, den Fuchs, ohne weitere Lasten und Nachforderung alsogleich als Eigentum zustellen. So geschehen da und da, den und den.“

Als der Hebräer die Ausfertigung in der Tasche hatte, legte er sich über einen Sessel und der Offizier hieb ihm mit einem hispanischen Rohr mitten auf das Hinterteil dergestalt, daß der Hebräer bei sich selbst dachte: der kann's noch besser als der Gerichtsdienner in Günzburg, und laut auf Au weiß schrie, so sehr er sich vorgenommen hatte, es zu verbeißen.

Der Offizier aber setzte sich und trank ruhig ein Schöppllein. „Wie tut's, Sohn Jakobs?“ Der Hebräer sagte: „Na, wie tut's, gebt mir die andern auch, so bin ich absolviert.“

„Das kann geschehen,“ sprach der Offizier und setzte ihm den zweiten auf, dergestalt, daß der erste nur eine Lodspeise dagegen zu sein schien;

darauf setzte er sich wieder und trank noch ein Schöppllein.

Also tat er beim dritten Streich, also beim vierten. Nach dem vierten sagte der Hebräer: „Ich weiß nicht, soll ich's Euer Gnaden Dank wissen oder nicht, daß Sie mich einen nach dem andern genießen lassen. Geben Sie mir zum vierten den fünften gleich, so bin ich des Genusses los, und der Fuchs weiß, an wen er sich zu halten hat.“

Da sagte der Offizier: „Sohn Jakobs, auf den fünften könnt ihr lange warten,“ und stellte das hispanische Rohr ganz ruhig an den Ort, wo er es genommen hatte, und alles Bitten und Betteln um den fünften Prügel war vergebens.

Da lachten alle Anwesenden, daß man fast das Haus unterstützen mußte, der Hebräer aber wendete sich an den Notarius, er solle ihm zum fünften Prügel verhelfen, und hielt ihm die Beschreibung vor. Der Notarius aber sagte: „Teuffen (Sohn Jakobs), was tu ich damit? Wenn's der Herr Baron nicht freiwillig tut, in der Beschreibung steht nichts davon, daß er muß.“ Kurz, der Hebräer wartet noch auf den fünften und auf den Fuchs.

Der Hausfreund aber wollt' diesen Mutwillen nicht loben, wenn sich der Hebräer nicht angeboten hätte.

Merke: Wer sich zu fünf Schlägen hergibt um Gewinns willen, der verdient, daß er vier bekommt ohne Gewinn. Man muß sich nie um Gewinns willen freiwillig mißhandeln lassen.

*

Aus den Tiefen des Weltraumes.

Mehr als eine Milliarde Sterne sichtbar! — Dunkle Himmelskörper in kaum fahlicher Verdünnung. — 4000 Sekundenkilometer oder in zehn Sekunden um die Erde.

Von Herbert Schmitt-Carlén.

Das Problem des Aufbaus des Weltalls beschäftigt seit Jahrtausenden die Gelehrten und Philosophen; unzweifelhaft gehört es zu den gewaltigsten und anziehendsten, die sich dem Menschengesicht darbieten.

Nach den neuesten Forschungen besteht unser Weltsystem aus etwa 35 Milliarden Sternen, von denen das Riesenteleskop der Mount Wilson-Sternwarte mindestens eine Milliarde uns sichtbar macht. Zu ihnen gehört unsere Sonne mit ihren acht Planeten, die inmitten der Unendlichkeit des Sternenmeeres nur einen winzigen Tropfen bildet.

Alle diese Sterne sind in Bewegung. Die Sonne eilt mit einer Geschwindigkeit von rund 20 Kilometern in der Sekunde durch den Raum, während im übrigen die Durchschnittsgeschwindig-

heit der Fixsterne zwischen 20 und 50 Sekundenkilometern liegt; verschiedene Sterne erreichen auch hundert, ganz vereinzelte sogar mehrere hundert Sekundenkilometer.

Unser Sternensystem hat die Form eines Rotationsellipsoids; man stellt es sich am besten in Gestalt eines stark zusammengedrückten, fast platten Eis vor, dessen Längsachse etwa 200 000 und dessen Dide rund 10 000 Lichtjahre beträgt. Dieses System ist rings umgeben von anderen, minder bedeutenden Sternensystemen, die weniger stark abgeplattet sind und mit dem Hauptsystem eine gemeinsame Drehungsachse besitzen. Unsere Sonne mit ihrem Gefolge von Planeten und Kometen scheint etwa 20 000 Lichtjahre vom Mittelpunkt des Ganzen entfernt zu sein.

Ganz neue Entdeckungen haben erwiesen, daß sich die Drehungsgeschwindigkeit des Hauptsystems von der Mitte nach der Peripherie zu vermindert. In der Gegend der Sonne beträgt sie etwa 350 Kilometer in der Sekunde. Dabei ist ferner festgestellt, daß um den Mittelpunkt sich die Sterne zusammendrängen, mithin die Dichtigkeit nicht

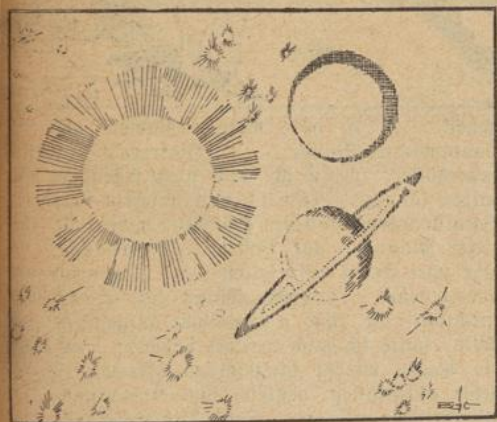
den sich aller Wahrscheinlichkeit nach in einem Zustande äußerster Verdünnung. Für unsere Zwecke würde schon die Annahme genügen, daß auf den Raum von zwei Kubitzentimetern ein Atom dieser Körper entfiel. Dann würde eine Kugel mit einem Durchmesser von 20 000 Lichtjahren eine Masse an Material enthalten, die um 100 Milliarden mal größer ist, als die der Sonne. Ein fast unvorstellbarer Gedanke! Ist diese Materie irgendwie zwischen den leuchtenden Sternnebeln im Mittelpunkt unseres Systems verteilt, so lassen sich sowohl die Schwerkraftverhältnisse als auch die Sternbewegungen in den Nebensystemen ohne Schwierigkeiten erklären.

Außerhalb dieser gewaltigen Anhäufung kosmischer Körper, deren große Masse, wie erwähnt, 200 000 Lichtjahre beträgt, nimmt die moderne Astronomie nun noch andere Sternensysteme an, in Entfernungen von mehreren Millionen Lichtjahren. Es sind dies die außerhalb der Milchstraße liegenden Sternnebel, meist spiralförmiger Gestalt, deren Mehrzahl im wesentlichen unserm Sternsystem gleichen dürfte. Sie zeichnen sich vor allem durch eine fast unvorstellbar große Geschwindigkeit aus, die sich um 1000 Sekundenkilometer bewegt. Erst das Spektroskop hat den Astronomen in die Lage versetzt, derartige Geschwindigkeiten überhaupt zu messen. In einem Bericht an die Nationale Akademie der Wissenschaften in Washington hat der amerikanische Astronom Milton L. Humason unlängst mitgeteilt, daß der Sternnebel Nr. 7619 des Dreverschen Neuen Allgemeinen Katalogs eine Geschwindigkeit von 3800 Kilometern je Sekunde aufweise. Es ist dies die höchste, die man bisher im Himmelsraum hat messen können.

Mit einer derartigen Schnelligkeit würde ein Körper auf der Erde die Entfernung vom Nord- zum Südpol längs der Erdachse in etwa drei Sekunden und den Weg um die Erde in zehn Sekunden zurücklegen. In einer Minute 40 Sekunden gelangte er zum Monde, in wenig mehr als 11 Stunden zur Sonne.

So fabelhaft eine Geschwindigkeit von fast 4000 Sekundenkilometern uns unter irdischen Gesichtspunkten auch erscheinen mag, auf den Welt- raum bezogen ist sie gar nicht so gewaltig. Mit der genannten Schnelligkeit braucht man immer noch 350 Jahre, um nur zu dem uns nächsten Fixstern zu gelangen. Und um unser Sternensystem längs seiner großen Achse zu durchqueren, wären nicht weniger als 15 Millionen Jahre notwendig. Man sieht wieder, alles ist nur relativ!

Angeichts der unendlichen Größe des Welt- raums, den Myriaden von Sternen und Stern- haufen mit schwindelerregender Schnelligkeit durch- eilen, überkommt uns mit überwältigender Macht der Gedanke an die Kleinheit des Menschen, die- ses wahren Nichts inmitten des Un- dem es aber



überall die gleiche ist. Aus den tatsächlich er- mittelten Bewegungen der Sterne der Neben- systeme ließ sich berechnen, daß das Zentrum des Hauptsystems von einer Masse gebildet werden muß, die 60 Milliarden mal größer ist, als die der Sonne und etwa zwei bis drei Fünftel der ganzen Masse des Systems ausmachen dürfte. Hierfür spricht auch der Umstand, daß in dieser Gegend zahlreichere, helleuchtende Sternwolken liegen, als in irgendeinem andern Teil des Him- mels. Da dies jedoch zur Erklärung der beob- achteten Erscheinung nicht ausreicht, hat man nach andern kosmischen Körpern Ausschau gehalten. Es steht heute außer Zweifel, daß im Welten- raume dunkle Körper sein müssen, die das Ster- nenlicht zum Teil abdecken. Diese Körper befin-

doch gelungen ist, die Himmelskörper zu wiegen, ihre gegenseitigen Entfernungen und Geschwindigkeiten zu messen und so ein verhältnismäßig zuverlässiges Bild des Universums zu schaffen.

*

Aus meiner Dienstzeit 1907—1909.

bei der Stahlarmkompagnie 9./134 in Weingarten.

Von H. G., Stuttgart.

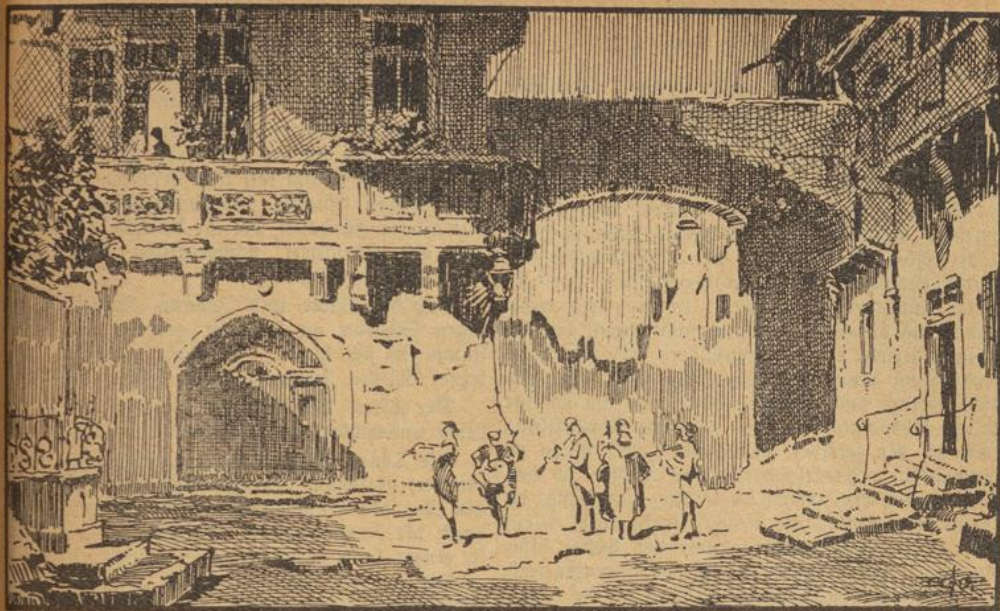
Am Sonnabend dem 12. April 1908 zog ich erstmals auf Wache. Ich war Posten Nr. 1 und mußte sofort am „Grünen Tor“ abgelöst und stand von 12 bis 2 Uhr. Um diese Zeit begaben sich viele unverheiratete Offiziere zum Mittagessen ins Kasino und passierten das „Grüne Tor“. Zeit genug, einen sauberen Präsentiergriff zu präparieren, war mir gelassen, denn ich sah die Herren schon von weitem die Serpentina den Berg heraufkommen. Da ... ich traue meinen Augen kaum. ... kommt da nicht mein gestrenger Bataillonskommandeur, dessen Name allein schon Furcht und Zittern unter uns Rekruten auslöste. Was tut denn der jetzt im Kasino? Warum ist denn der nicht daheim? Er ist doch verheiratet! Er kam näher und näher und mit ihm die Gewißheit, daß mein Griff verträchte ... Dort ... an der letzten Grasnarbe, wenn er die erreicht hat, dann gilt's ... Jetzt ... Klapp ... das war ein Griffschon ja. ... aber was in derselben Sekunde geschah, das war geradezu himmelschreiend!! Mit „Augen rechts“ flog ... mir ... mein ... Helm ... vom ... Kopfe ... und kugelte, Richtung: mein Major. Ich stand unbeweglich, wie weiland Lots Weib und wartete auf mein Absterben. ... Ein Wachtposten mit präsentiertem Gewehr, barhäuptig, das war noch nie da! Mein Major bückte sich und holte meinen Hut auf ... o, wie elend war mir zumute. Nie vergesse ich die Glut seiner stehenden Augen, als er vor mir stand und mir den Helm wieder aufsetzte, seinen Sitz probierend, wie ein Hutmacher. Wortlos ging er durchs Tor. Ich war allein, mir war schwindelig. Abgelöst und auf der Hauptwache angekommen, erfuhr ich vom wachhabenden Unteroffizier, daß sich unser Major nach meinem Namen erkundigt habe ... Welche Ehre! „Was hast du denn ausgefressen?“ frug mich der Sergeant, und zitternd gestand ich mein Malheur. „Na, da gratuliere ich dir, da ist dir Uhm ... sicher.“ Uhm? hat der gesagt, auf Festung? Und ich hatte doch meinen Urlaubspäß in der Tasche, lautend vom 13. bis 21. April und sollte morgen, Palmsonntag mittag in Osterurlaub fahren dürfen ... Noch dreimal bezog ich meinen Posten und hatte Gelegenheit, über mein verpfushtes Dasein nachzudenken.

Palmsonntag mittag 12 Uhr, Wachablösung, Mittagessen, Ausgangsappell, Urlaubersappell. Ich stand beim letzten Hausen, gottergeben; der Herr Hauptmann kam. Der übliche Zauber ... Ansprache an die Urlauber: Un- und Abmelden nicht versäumen, rechtzeitig zurückkehren, der Kompagnie, die den Königspreis für bestes Schießen am Arme trägt, Ehre machen usw. Ich denke, das Unglück geht vorüber; doch sieh, es schreitet



ichnell ... Ich höre meinen Namen aus des Hauptmanns Munde ... „Hierrrrr“ — „Alles daherhören“ (wenn ich mich bloß irgendwo festhalten könnte). „Wie ich von unserem verehrten Bataillonskommandeur erfahren habe, ist ihm dieser Mann — auf Posten — aufgefallen. Es gibt zwei Arten aufzufallen ... angenehm und unangenehm ... dieser Mann (ich schäme mich furchtbar) ist ihm angenehm aufgefallen ...“ (Wie? sollte ich mich verhört haben?) Ich wage die Augen wieder langsam zu öffnen! „Angenehm aufgefallen, obgleich ihm etwas ganz Unmilitärisches passierte. Sein Präsentiergriff war gut und seine rudartige Kopfwendung noch besser ... es ist ihm nämlich dabei der Helm vom Kopfe gefallen. Jedoch wurde festgestellt, daß seine Kopfbedeckung nicht zu klein war, und das ist sein Glück im Unglück! Folglich hat er seinen Helm nur deshalb verloren, weil er — der Mann — rüdig und zudig, wie es bei der „Neunten“ gelernt wird, seinem Major ins Auge sah ...“ (Ja gib's denn so was?) „Diese Strammheit belohne ich mit ... drei weiteren Tagen Urlaub bis zum 24. April ... Eintreten, den Mann ...“ Ich möchte lachen ... lachen ... tu es aber nicht. Auf dem Dienstzimmer nahm ich meinen neuen Urlaubspäß in Empfang und dachte: „Bei Gott und beim Kommiss ist kein Ding unmöglich“

*



Nachtmusik.

Von Fritz Willkendorf.

Golden schimmern die Gestirne,
Mondschein silberbleich
Flutet aus der blauen Ferne
Wunderselgem Reich.

Giebelhäuser traumverloren
Ragen in die Nacht,
Aus den Marktplatzbrunnenrohren
Sprudelt es ganz sacht.

Musikanten kommen leise
Durch die Gasse für,
Stellen sich umher im Kreise
Vor des Mädchens Tür.

Laute, Flöte, Klarinette,
Geig und tiefer Baß
Spielen fröhlich um die Wette
Vor dem Brautgelaß.

Schnörkel, Triller und Kadenz,
Rühle Sommernacht,
Laden ein zu lustigen Tänzen
Und die Liebste lacht.

Selbst die Rosen vor dem Fenster
Nicken süß im Takt,
Und die Nachbarn, wie Gespenster,
Lauschen diesem Takt.

Mondschein blinkt auf den Gestalten
Und ihr Lustgetön
Dringt in alle Herzensfalten, —
Nachtmusik, wie schön!

Allzu rasch verrinnt die Stunde
Und des Ständchens Klang,
In der Gassen stille Runde
Dröhnt Nachtwächtersang.

Wie die Musik hergekommen,
Schleicht sie leis nach Haus,
Und das Mädchen, tief bekommen,
Löscht sein Lämpchen aus.

Golden schimmern die Gestirne,
Mondschein silberbleich
Flutet aus der blauen Ferne
Wunderselgem Reich.

Die Nachtwache.

Stizze von Kurt Bod.

Nein, keineswegs reiste Johann Sebastian Bach, wie es altväterische Historie uns einreden will, mit der beschaulichen Ruhe des würdigen Alters und der wohligen Vorfreude einer sicheren Künstlerchaft oder gar „in dankbarer Folgschaft eines ehrenvollen Rufes“ aus seinem warmen, quieklebendigen Leipziger Kantors-Heim nach Schloß Sanssouci, — nein: Bach hatte mit einem ehrlichen, diden, rundgeblähten Zorn in seiner unbequemen Postkutsche und murrte weidlich in sich hinein über diesen unsinnigen, gewalttätigen Befehl eines Nachthabers, der ihn durch Androhung einer Husarenesorte über die sächsische Grenze nach Preußen holte, nur um sich für eheliche Abendmühen eine genehme Abwechslung nach all den seichten Sarabanden und Arien zu verschaffen. Insbesondere aber mußte ja der alte Kantor ergrimmen ob solcher Zumutung, da er all sein Lebtag die Kunst einzig und allein dem Dienste des Höchsten gewidmet hatte, nimmer aber guten Herzens sie der verrufen-freigeistigen Geselligkeit dieses Fürsten würde leihen können.

So fuhr er nun durch den grauverhangenen Abend einer widrigen Pflicht entgegen und überlegte unwillig nur noch, wie er für seinen Sohn Emanuel, der im Orchester jenes Hofes beamtet war, allen Schaden vermiede.

Regen knöchelte auf das mürbe Lederdach und stäubte kalt herein, so daß der Kantor sich gleich an das offene Kaminfeuer begab, als der Postwagen an einem einsamen Gasthose hielt, um erst in kommender Frühe mit gewechselten Pferden die Reise zu beenden.

Bach zog sich fröstelnd den Mantelkragen fest um die Schultern, starrte müde in die Flammen . . .

Und horchte auf.

Aus dem Nebenraume, durch die Fugen der dünnen Lattenwand, drangen die leisen, feinen Töne einer Klarina, fast nur geflüsterte Flötenladenzen, nun wehmütige Klage, jetzt wieder sommerlich frohe Lieblein, deren Melodien aber zerdehnt wurden zu traumfüßen Schlafgefängen.

Bach sah verwundert, gebannt auf und blickte unversehens in die tränentiefen Augen eines jungen Mannes, der neben ihm am Kamin sich fest an die Bretterwand lehnte und sichtbarlich mit jeder Faser seines Wesens jeden Laut in sich trank als einen Kelch unsägliches Leidens. Denn schon als Bach nur wenig und wortlos seine Hand mit-leidig anrührte, fiel ihm jener mit einem erstikten Wehlaut zu und erklärte ihm mit Gebärden mehr denn mit seiner seltsamen deutschitalienischen Mischsprache, daß dort drinnen sein Kind auf den Tod krank läge, und daß seine Frau die schweren

Fieber mit all den Liedern, die das Kind so arg liebe, bekämpfe; seit vielen Stunden schon; und daß sie auf dem Heimweg nach Mailand seien, nachdem sie sich im Norden genug eripart durch Bauhandwerk und Steinmearbeit.

Durch die Bretter kamen die lindnen, weichen Weisen, schwer von der Liebe und der mütterlichen Zuversicht, vermischt mit dem heiseren Atem eines geschüttelten Körpers und den fahrigen Schlägen willenloser Händchen, die im Dunkel der Kammer und der Krankheit umhergriffen nach irgendwelchem Lebenshaht.

Und der Vater und Johann Sebastian Bach saßen Schulter an Schulter gepreßt und beteten stumm in sich hinein, — jeder nach der Weise seiner Kirche, seines Landes, seiner Vorfahren.

Der Wirt, der Bach ein Bett zu weisen kam, blieb unbeachtet, das Nachtmahl unberührt.

Die Töne nebenan wurden allgemach zarter, inniger, gleichsam silbriger und himmlisch. Und, als eben die Dämmerung eines klaren Morgens durch die Fenster tastete, verstummte die Klarina in einem lang verschwebenden Hauch.

Die Männer starrten sich an. Starrten sich an aus qualgeterbtem Antlitz. —

Dann erhob sich Bach, öffnete sehr behutjam die Tür und sah die schlafende Mutter mit dem unbeschreiblichen Lächeln neben ihrem ruhigen, sichtlich der Gesundheit fest entgegenatmenden Kinde liegen.

Tränen stürzten ihm nieder, als er den Freund dieser Nacht verließ.

Im sonnenhellen Morgen, auf der Fahrt durch die feierliche Frühe jedoch ward ihm offenbar als die Frucht der leidvollen Stunden, daß Kunst mehr als nur die Andacht zum Höchsten und Demut und Dank sei, nämlich auch Kampf und Heilkraft wider Unrast, Zorn, Leid und alle Gebrechen der Seele, — daß somit dem Diener der edlen Musikla aufergelegt sei, nicht allein dem Herregott zu lobsingn, sondern weit mehr dem Menschenbruder hilfreich beizustehen als ein würdiger Seelsorger des Vermissten aus dem Volke wie des Königs, so sie der Tröstung verlangend sind in ihren verborgenen Nöten.

Sattjam bekannt ist, welche Ehre Johann Sebastian in Sanssouci zuteil ward und mit welsch unvergleichlicher Kunst er das königliche Herz aufs Menschlichste ergriff. Nicht überliefert hingegen ist das tiefe Erstaunen der preußischen Musiker über des Meisters Spiel, in dem sich um das königliche Fugen-Thema b-a-c-h seltsame, mannigfache Anklänge aus dem Volksgut altitalienischer Lieber rankten, — vertraute liebe Gefänge von betörenden, weltpolitischer Freudigkeit.

*



Die Schilwache.



Postkarte

Die Wegesucher.



Postkarte

Abfuchen im Felde.

Postkarte



Die Patronille.

Postkarte



Eine Kriegsheirat im Schwarzwald.

Von Franz Woas = Wiesbaden.

Auf dem schmaleren Wege, der von der Hauptstraße abzweigt und in die Seitengänge des Tales hinaufgeht, kam ein Mann daher. Langsam ging er, als ob der Gang ihm wunder was für Beschwerde machte; und doch stieg die Straße nur leicht bergan. Gebückt ging er, tief gebückt; nicht rechts schaute er, nicht links; am Boden kroch sein Blick; und was hätten seine Augen doch so viel Schönes erblickt, hätten sie rechts und links gesehen: lang hingestreckte Matten in frischstem Grün, durchsetzt mit den bunten Köpfchen der Frühlingsblumen; ab und zu am Wegesande einen hell in seinen Blüten leuchtenden Apfelbaum, üppiges Buschwerk, aus dem ein lustiges Gezwißcher klang; dann weiter rechts und links der tiefschwarze Wald, der von den Berghängen her sich bis an die Acker und Wiesen heran verlies.

Nein, der Mann hatte einmal kein Auge dafür. Ob ihn der Rucksack so drückte? Ach, der war schmal. Mußte wohl eine andere Last sein; eine, die ihm innerlich saß. An dem mächtig großen Apfelbaum, wo er vorbeikam, machte er aber doch einen Augenblick halt. Im Schatten des Baumes nahm er die Mühe ab, eine merkwürdig große mit breitem Schild und Sturmriemen; zog ein rot und gelb gewürfeltes Sacktüch heraus und wischte sich den Schweiß von der Stirn; ganz, als ob's heißeste Hundstagszeit sei — und ging doch eine zart milde Frühlingsluft durch die Welt.

Dann schaute der Mann sich auch um; aber nicht etwa, als wollte er sich all des Schönen, was um ihm war, erfreuen. Nur so tat er's, als wollte er gewiß sein, daß er an der richtigen Stelle sei.

Der Weg war jetzt etwas stärker ins Steigen gekommen; etliche Schlangelinien machte er, und an den Gehöften, die sich jetzt zwischen dem Grün der Bäume zeigten, mochte wohl nicht so recht zu erkennen sein: lagen sie rechts oder links von der Straße? Der Mann mußte aber doch seiner Sache gewiß geworden sein. Bald setzte er die unförmlich große Mühe wieder auf den kahlen Kopf, schob sich den Rucksack wieder zurecht, um seinen Marsch fortzusetzen — nur womöglich noch etwas langsamer, noch gebückter als vorher. Beinahe einer Raupe gleich, kroch er den Weg hinauf; bis er dann am ersten Bauernhof links stehen blieb.

Das wird sein Ziel gewesen sein; aber er stand und stand. Nicht daß er sich das Haus genauer ansah! Nein, seine Blicke hingen an den Treppenstufen, die hinauf ins Haus führten, als überlege er: Soll er oder soll er es nicht betreten? Da griff er fest nach der Handleiste des hölzernen

Geländers, und rasch war er dann oben an der Haustüre.

Ein Junge trat ihm entgegen; ein Hund fuhr ihm mit wütendem Gebell zwischen die Beine.

„Wo ist die Mutter?“ fragte der Fremde mit rauher Stimme, aber freundlich.

Der Junge hatte inzwischen den unteren Teil an der Haustür rasch zugemacht und gab den Bescheid: „Ei, in die Kirche ist sie. Peter-Paul ist doch heute.“

„Hm,“ machte der Fremde unmutig, als wenn er daran doch hätte denken können.

„Sie muß aber gleich kommen,“ setzte der Junge zu und guckte über die niedere Türhälfte weg, ob er sie wohl schon kommen sähe?

In dem Augenblicke fuhren zwei Fahrräder den Weg langsam herauf, beide besetzt mit jungen Mädchen in Feiertagskleidern.

„Mutter hat kein Fahrrad.“ sagte der Junge.

Der Fremde lehnte sich wider das Treppengeländer, als wollte er warten; wartete auch, ohne ein Wort weiter zu sagen, eine ganze Weile; aber nicht gerade lange. Der Junge mußte von weit her die Mutter schon kommen gesehen haben: Behend machte er seinen Türflügel auf; in zwei, drei Sätzen war er die Treppe hinunter, der Hund dabei, und nicht lange darauf kamen sie, alle drei beieinander, die Treppe herauf.

„Grüß Gott, Bäuerin!“ sprach der Fremde.

„Grüß Gott!“ erwiderte die Frau, nur etwas verwundernd dreinschauend; hieß aber doch den fremden Mann in die Ecktübe eintreten, Platz nehmen; mußte wohl gleich, als sie ihm ins Gesicht gesehen, die sonst gewohnte Scheu verloren haben. Freilich, sonderbar sah der Mann aus; Haar und Bart ungepflegt; aber das Auge blickte gut und mild, offen und ehrlich.

Die Frau war im Feiertagsanzug, dunkel bis auf das bunte Brusttuch, noch jung und hübsch. Wie gut stand ihr zu dem hellen Haare die Goldklappe auf dem Hinterkopf, samt dem leichten schwarzen doppelten Flor. Eine Witwe also! Der schwermütige Zug um die großen braunen Augen und um die noch vollen Lippen sprach davon

Was des Mannes Begehr wäre, fragte sie.

Der Fremde machte Umstände. Nun, die Frau ließ ihm Zeit; sie saßen einander gegenüber am Eckisch. Die Frau hatte einen „Risch“ herbeigebracht. Das Gespräch ging über dies und das. Der Frau kam auch der Gedanke, ob das nicht vielleicht ein Viehhändler sei? Es gibt ihrer, die so Umstände machen; ein Kalb, das sie verkauft hätte, stand ihr ja auch im Stalle bis auf einmal der Fremde sagte — eben hatte er aus seinem Glase wieder einen Schluck getan, und zwar einen recht kräftigen —: „Ihr macht also immer noch den guten „Risch“, um dann

bedachtſam zuſehen: „In Rußland nennen ſie das Wodka — iſt aber doch noch um 5 Prozentele ſchärfer.“

Auf die letzten Worte hatte die Frau nicht mehr recht hingehört; ſie waren ihr gleich. Schon aber bei dem einen Worte „Rußland“ hatte ſie groß die Augen aufgetan, blaß war ſie geworden; unſicher ſah ſie den Fremden an. —

„Was wißt Ihr von Rußland?“ fragte ſie. „Seid Ihr dort geweſen?“

Nicht ja und nicht nein ſagte der Fremde.

„Ganz gewiß, Ihr ſeid's!“ brachte ſie heraus. „Ihr kommt von dort; ich ſeh's Euch an. Um aller Heiligen willen! Habt Ihr ihn gekannt, meinen Mann?“

Raſch ſtand ſie auf, ging zum Herrgottswinkel und nahm ein Bild, das dort ſtand, ein Soldatenbild in einfachem Rahmen, aber friſch mit Blumen bekränzt, vom Brett. „Sein Namenſtag iſt heute,“ ſagte ſie und ſetzte das Bild auf den Tiſch. Die Tränen ſtanden ihr dabei hell in den Augen.

„Das iſt er,“ machte der Fremde.

„Nicht wahr, er iſt tot?“ fragte ſie. „Und Ihr kommt mir's ſagen?“

Der Mann nickte nur; in lautes Weinen brach ſie aus. Auch der Mann war bewegt; nach dem Kirchglaſ griff er, ohne jedoch daraus zu trinken. Der Junge, der ſeine Mutter laut weinen gehört, war in die Stube gekommen. Jetzt hatte ſie ihn vor ſich im Schoße.

„Du armes, armes Peterle,“ jammerte ſie. „Du haſt wirklich keinen Vater mehr.“ Dabei ſtrich ſie ihm ſchluchzend über das blonde Haar. „Ach,“ ſo wandte ſie ſich dann an den Fremden, „längſt haben ſie mir' geſchrieben; aber immer noch habe ich gehofft; für tot — wie alle gewollt — hab ich ihn nicht erklären laſſen; iſt doch manch anderer noch heimgekommen, nach Jahr und Tag. Erſt leſlich; aus unſerem Wald war der Mann — freiliſch, mit Weib und Kind war er da . . .“

„Hm,“ machte der Fremde, „manch einem iſt es halt verwunderlich ergangen — da draußen in Rußland — ſo weit ab von aller Welt . . .“ Das kam ſo abſonderlich heraus: . . . die Frau horchte auf.

„Ihm etwa auch?“ fragte ſie, unruhig geworden.

Der Fremde ſchüttelte leiſchthin den Kopf, lenkte ab, ſprach von anderen Dingen; erzählte Schnurren und Schwänke, Luſtiges und Ernſtes durcheinander. —

Einer wär geweſen, der durchaus Urlaub hätte haben wollen. Damit ſtand es aber zu Zeiten ſchlimm an der Front. Nur ganz ausnahmsweiſe gab es ſolchen: Wenn Vater und Mutter im Sterben lagen. Oder auch, wenn einer heiraten wollte — Kriegsheirat. Da gab's ge-

rade nur ſo viel Tage, daß es knapp zum Heiraten langte.

„Dieſer eine,“ erzählte der Fremde weiter, „mußte aber Urlaub haben, koſte es, was es wolle. Zum Heiraten preſſierte es ihm weiter nicht. Die er meinte, war auch gar nicht zum Heiraten; nein, bloß ſo eine Bekanntschaft noch von der Garniſon her. Keine Ruhe ließ ſie ihm; zu ihr ſolle er kommen; und ob es nur drei Tage wären, nicht weiter aushalten konnte ſie's ohne ihn; ins Waſſer ginge ſie . . . Also dem Hauptmann gemeldet: Will heiraten. Schön, da haſt du den Urlaub; aber höre, mein Sohn, mit dem Heiratsſchein kommſt du mir zurück; ſonſt . . . als der Mann nun dahin kam, wo . . . was fand er? Der loſe Vogel war ausgeflogen, über alle Berge mit einem anderen. Geheiratet mußte aber doch ſein. Wurde auch. War vorher alles fein ausgeklugt; klappte: mit dem Heiratsſchein in der Taſche meldete er ſich wieder.“

Die Frau: „Das iſt ja entſetzlich! Muß das ein ſchlechter Kerl geweſen ſein!“

„Die Frau,“ machte der Fremde. „Ohne alle Ahnung! Ha, halt Kriegsheirat!“ ſetzte er noch zu, nur dies eine Wort und ſprach dann wieder von anderem.

Immer noch ſtand das Bild vor ihnen auf dem Tiſche; und immer wieder glitten die Blicke der Frau dariüber hin, zärtlich hingen ſie daran, und behutſam mit den Fingern ordnete ſie das Kränzlein, das um den Rahmen geſchlungen war.

„Heut iſt ſein Namenſtag,“ ſagte ſie dabei. „Wie hab ich dich ſo lieb gehabt, dich guten Herz lieben Mann! Und auch ich war dir lieb, ich weiß es. Keine haſt du ſo lieb gehabt!“

Seltſam zuckte es dem Fremden im Geſicht. Die Frau ſah es und fragte: „Ja, hätt' er mich ſonſt denn geheiratet? Ich, eines armen Hieſelers Tochter und er?“

Der Fremde erwiderte darauf nichts, begann aber weiter von ihm zu erzählen; anfangs hätte er gar nicht gewußt, daß er verheiratet war; einen Ring trug er nicht.

„Wie?“ machte die Frau. Meinen Ring nicht!“

„Nun, den konnten ihm die Ruſſen genommen haben, dieſe Räuber; ſtahlten ſie einem doch alles, bis aufs Hemd. Erſt ſpät, ganz ſpät ſprach er davon, als nämlich: nun erſt will ich aber doch einmal erzählen, wo und wie wir zuſammen haupften, was wir trieben. Tief hinein nach Sibirien hatten ſie uns verſchleppt. Da ſagten ſich wirklich die Füchſe und die Wölfe gute Nacht. Keine Eisenbahn gab's da, nur elende Wege. Bei einem und demſelben Bauer waren wir eingekerkert; einem, der durch die Teilung ſchwer reich geworden war — jetzt faul wie ein Saß. Tat nur eſſen, trinken und rauchen, wir aber taten ihm die Arbeit. Eines war gut: Zwei Töchter waren da; eine häßlich wie die Nacht; die andere

ein sauberes Ding. Die eine habe ich dann geheiratet — ha, was man jetzt in Rußland so heiraten nennt — als nämlich der Vater sich glücklich zu Tode gegessen und getrunken hatte; die Häßliche nämlich, die Tatjana Alexandra; die andere wollte mich nicht, die Sofia Paulowna. Nun ging's uns gut; in Fett und Wollen saßen wir.

„Und die andere?“ Voll böser Ahnung fragte es die Frau.

„Ha, die andere sollte er heiraten . . . tat's aber nicht, partu nicht; er wär' verheiratet, sagte er; guß, jetzt kam's heraus.“

Die Frau: „Seht Ihr! ach, der liebe, gute Mann!“

Ernst sah der Fremde sie an: „Dabei kam dann aber auch sonst alles heraus . . .“

„Was denn? Was denn noch?“ fragte sie verwundert.

„Nun, seine Kriegsheirat.“

„Seine Kriegsheirat?“ fuhr sie noch verwundeter fort. „War denn das schlimm? Eine Kriegsheirat, wie sie damals alle gemacht haben.“

„Alle? Nein, liebe Frau; sie war halt doch von besonderem Schlag. Erzählte ich Euch nicht von einem . . .“

„Ja, ja! Erzählt habt Ihr freilich von einem schlechten Kerl.“

Der Fremde wies jetzt nur mit der Hand auf das Bild zwischen beiden, das so schön bekränzt und — nicht bezeichnend dazu.

Weit riß da die Frau ihre Augen auf. Starr schaute sie auf das Bild. Dann stand sie vom Tische auf, ballte die Hände zusammen und schrie den Fremden an: „Mensch, was machen Sie mir da vor? Das ist nimmer wahr; kann nicht wahr sein! Fort mit Ihnen! Ich will von Ihnen nichts mehr wissen!“

Dann aber sank sie am Tische wieder zusammen, schimpfte und weinte durcheinander.

Der Fremde verhielt sich lange still; ließ sie weinen und toben; bis er endlich wieder zu reden begann: „Begreift Ihr nun, Frau, daß der Mann nicht mehr heim zu Euch wollte? — Kann ich ihr denn jemals wieder vor Augen treten? — So jammerte er mir vor: Lange redete ich ihm gut zu: Sie würde ihm schon verzeihen, wenn er nur käme . . .“

„Nein, nein,“ schrie die Frau wieder wild dazwischen. „Nie, niemals im ganzen Leben nicht.“

Und warf sich wieder laut aufheulend über den Tisch.

„Bis alles,“ fuhr der Fremde bedächtig fort, wieder ein ander Gesicht bekam: Tatjana Alexandra, meine Frau war gestorben. Was sollte

ich jetzt noch in Rußland? Ich machte mich fertig. Und da kam es mit Gewalt auch über ihn, er wollte mit und ging auch wirklich mit. Das war eine lange Reise, Frau, voller Beschwerden, kein rechter Weg und Steg. Einmal setzten wir über einen Fluß, viele Menschen waren in dem Boote, zu viele; bald wurde es led; dabei hochgeschwollener Fluß: Wir sahen das Unglück kommen. Da zog er, Euer Mann, etwas aus der Brusttasche. Wenn ich untergehe, sagte er, du aber kommst davon, kommst heim — eine Ahnung sagte es ihm, — dann nimm das hier, bring es ihr. Gespart sei's für das Kind, wenn eines da ist. — Als dann das Unglück wirklich kam, ist er untergegangen, ich konnte mich gerade zur Not noch retten. Da bin ich. Hier ist das Geld.“

Er schob den Beutel hin.

„Will ich nicht!“ schrie wild die Frau ihn an.

„Ist aber alles gutes Geld, Frau; Silber und Gold. Seht!“

„Weg damit, weg!“ machte sie außer sich. „Warum überhaupt hat er mir das alles erzählt? War nicht genug damit, daß ich weiß, er ist tot?“ Weinend fragte sie's.

„Nein,“ erwiderte ihr da der Fremde ernst. „Sagen mußte ich Euch das, ich. Wenn's nun einmal ein anderer Euch gesteckt hätte? — Aus Bosheit? — Ich aber weiß: Er hat seine Schlechtigkeit bereut; hundertmal! Was hat er gelitten daran die vielen Jahre! Noch im Boote hat er es mir gesagt, im letzten Augenblick.“

Die Frau aber hörte nichts und wollte nichts hören. Die Arme weit über den Tisch gebreitet, den Kopf in die Hände begraben, so lag sie lange, lange, immer noch weinend und schluchzend . . . bis sie den Kopf doch einmal wieder hob. Da fielen ihrer Augen auf das Bild vor ihr — das so liebevoll bekränzte: Aus den Blumen heraus schaute ein Mann sie an, ein Toter — und es war ihr, als spräche er zu ihr, als bäte er: „Verzeihe, verzeihe!“

Wie ein Schauer ging es über sie: „Ja, ja; ich verzeihe!“ rief sie laut weinend. Sie wollte es dem Fremden sagen, sah sich nach ihm um in der Stube; wo war er denn? Schon lange mußte er fort sein. Sein Rucksack, den er auf die Ofenbank getan, war fort; auch Stod und Mütze. Und der Geldbeutel, den er auf den Tisch gelegt? Den sie weggeschoben? Wo war er?

Da hörte sie etwas klingen und klirren vom Boden her. Sie schaute hin: der kleine Peter war's; er hatte den Beutel und spielte vergnügt mit dem Gelde.

Mit liebevollen Worten nahm sie es ihm wieder ab und tat es in die Brandkiste, — ganz zu unterst

*

Anekdote.

Von Karl Ruf, Karlsruhe-Rintheim.

In den dreißiger Jahren des letzten Jahrhunderts stand bei dem damaligen Füsilierregiment, den späteren Leibgrenadieren, in Karlsruhe ein sehr befähigter Musikus als Stabstrompeter. Seine Nachkommen leben heute noch als angesehenere Bürger hier. Wie jeder echte Musikant, verstand er sich u. a. auch auf einen guten Tropfen. Nach seiner Behauptung habe er in seinen jungen Jahren nur ganz gewöhnliches Wasser getrunken, aber durch das viele und anstrengende Blasen im Dienst habe sich mit den Jahren eine Verlagerung der Leber vollzogen und als deren Folge ein konstantes Durstgefühl eingestellt, zu dessen Behebung einfaches Wasser nicht mehr genüge. Nun, es haben ja im Lauf der Weltgeschichte mancherlei Krankheiten und Gebrechen die Menschheit heimgesucht, über welche die heutige medizinische Wissenschaft mit einem Achselzucken zur Tagesordnung übergegangen ist. Aber eins steht in diesem Falle einwandfrei fest: mit der militärischen Disziplin war dieser Durst auf die Dauer unvereinbar, und eines Tages hängte darum der Herr Stabstrompeter seinen betrefften Rock in den Kasten und wechselte in das Orchester des Hoftheaters hinüber. Hier in der freien Künstleratmosphäre steigerte sich aber der Durst derart, daß manchmal die ganze Monatsgage im „Roten Haus“ versallen war und die Frau mit den sieben Kindern zu Hause keinen roten Heller zu sehen bekam.

Da man mit einem leeren Geldbeutel auf die Dauer aber keine ehrliche Haushaltung führen kann, kam die arme Frau mit der Theaterkasse dahin überein, daß der Gehalt am Monatsende zu ihren Händen ausbezahlt werde. Als der Stabstrompeter a. D. am nächsten Monatsersten wie gewöhnlich mit dem Wirt vom „Roten Haus“ beim Kassier anrückte, um seinen Gehalt abzuheben, legte ihm dieser, ohne ein Wort zu sagen, die Quittung vor, nach welcher das Geld bereits an die Frau Stabstrompeter ausbezahlt war. Dem durstigen Musikus quollen beim Studium dieses Skriptums die Augen aus dem Kopf, als ob sie auf Stielen säßen, und der Wirt vom „Roten Haus“ bekam alle Farben ins Gesicht wie ein Apothekerhund bei dem Gedanken, einen vollen Monat eine durstige Musikantenkehle geschwenkt zu haben, ohne eine Zahlung dafür zu bekommen. Als erster realisierte der Stabstrompeter a. D. die Tragweite der Situation und fand sich auf seine Art sehr rasch mit derselben ab. Barhäuptig wie er ging und stand jagte er nach Hause, packte seine Trompete unter den Arm, trabte im gleichen Tempo wieder nach der Theaterkanzlei zurück und überreichte daselbst

dem Kassier das Instrument mit der Erklärung: Wann meine Alte die Gage kriegt, dann soll sie auch blasen! Puntum! Alle Versuche und Bemühungen von guten Freunden, den konsequenten Musikus umzustimmen, führten zu keinem Erfolg. Keinen Fuß setzte er von diesem Tag ab mehr in das Theaterorchester, so daß man wohl oder übel, um die arme Familie nicht in Armut versinken zu lassen, ihm eine mit Rücksicht auf seine musikalischen Fähigkeiten angemessene Pension zuweisen mußte. Er übersiedelte in den Heimatort seiner Frau im badischen Unterland und widmete sich der Landwirtschaft. Aber auch als ehrjamer Kuhbauer schlug er noch feste über die Stränge und lieferte Eulenspiegelstreich, die heute noch in der Familie nicht vergessen sind. An seinem neuen Wohnsitz traf diese durstige Musikantenseele eines Tages eine Art Schlag oder so etwas Ähnliches. Ohne jedes Empfinden lag er eiliche Tage mit geschlossenen Augen stoffsteif zu Bett. Die Seinen rechneten als selbstverständlich mit seinem Ableben, ja hielten ihn bereits für tot. Aber mit einemmal öffnete der Scheintote nicht nur die Augen, sondern auch den Mund und verlangte nach einem herzhaften Happen und Trunk. Nach weiteren vierzehn Tagen stieg er bereits wieder aus dem Bett und tutschierte mit seinem in allen Farben gestrichenen Ruhgefährte durch die Ortsstraßen.



Zu dieser Zeit amtierte in der Gemeinde ein junger Pfarrer, der sich durch eine besondere Wissensbegierde auszeichnete und nun auch gar zu gerne erfahren hätte, wie es dem Musikanten in seinem scheinbaren Zustand seelisch ergangen. Er fürchtete aber dessen ägenden Spott und steckte sich deshalb hinter den Schulmeister, der nach längerem Sträuben auch schließlich das Interview bei dem Musikanten zusagte. Bei einem

Der falsche Hase.

Ein ulkiges Kriegserlebnis

von Friedr. Siegel = Karlsruhe.

Es war im Jahre 1915 in Belgien, unser Landsturmbataillon hatte als Ruhestellung den Bahnschutz übernommen. Die Wachen waren deshalb mehrere Kilometer auseinandergezogen und bekamen Naturalverpflegung. Jede Wache hatte ihren Koch, d. h. einen Kameraden, der etwas vom Kochen verstand. Dadurch konnte man das Essen etwas individueller gestalten, als dies in der Kompagnieküche sonst der Fall war.

Die Wache in Ampsin, an der Maas gelegen, zu der ich gehörte, erlaubte sich mit mir einen Scherz. Abends von 7—9 Uhr war ich mit einem Kameraden auf Patrouille und konnte infolgedessen dem üblichen Abendbrot nicht bewohnen, doch wurde für die diensttuenden Kameraden das Essen bis zur Ablösung warmgestellt. Einige Kameraden hatten nun auf den Maashöhen bei Ampsin verschiedene Schlingen gelegt, in der Erwartung, darin Karnidel zu fangen. Am Abend gingen zwei Kameraden hinauf, um nachzusehen, ob in den Schlingen schon was gefangen ist. In der Tat, da bewegte sich was — und schrie „Miau“.

Da die zwei Schlingel aber nicht mit leeren Händen zurückkommen wollten, töteten sie die Katze und zogen sie gleich an Ort und Stelle ab, um den Kameraden vorzutauschen, sie hätten einen Hasen gefangen.

Verschiedene Kameraden schöpften Verdacht, und die zwei Jäger konnten selbst kaum das Lachen verbeißen. Es war nicht mehr daran zu zweifeln, sie hatten einen Dachhasen abgezogen.

Mein Kamerad und ich waren inzwischen die einzigen, welche noch nicht gegessen hatten. Der zweistündige Marsch in frischer Abendluft hatte meinen Appetit riesig angeregt, so daß ich zuversichtlich hoffte, noch eine große Platte voll Makkaroni anzutreffen, die uns heute als Abendessen zugebacht war.

Nach der Ablösung hatte ich es sehr eilig, ins Wachlokal zu kommen, während meinem Kameraden von dem am Bahnübergang stehenden Posten schon zugelüftet worden war, welche Bewandnis es mit dem Hasenbraten hatte. Unser Koch, ein Blechner aus Karlsruhe, hatte es außerordentlich verstanden, den falschen Hasen aufs beste zuzubereiten. Ich war erstaunt ob solch „lukullichem“ Mahl und sagte, es müsse ein Irrtum sein, ich hätte heute nicht Geburtstag.

Gemeinschaftlich erzählte mir die Clique, sie hätten heute vier Karnidel in den Schlingen gefangen, und ich sollte auch meinen Anteil haben. Etwas stutzig machte mich das Verhalten meines Kameraden von der Patrouille, der erklärte, er wolle heute kein Fleisch und keine Sauce.

Dämmerchoppen gab sich eines Tages Gelegenheit, mit demselben ins Gespräch zu kommen. Vorsichtig prüfste sich der Schullehrer mit allen möglichen Finnessen an sein Ziel heran, bis er die Frage wagte, wo er denn während seines Scheintodes gewesen sei. Der Musikant betrachtete den Fragesteller zunächst etwas von oben herab, daß demselben seine Frage bereits leidtat, dann sagte aber der Musikant ganz freundlich: „Ich war in der Hölle.“ „Was, in der Hölle?“ fragte das Schulmeisterlein zähneklappernd, „und wie hat es Ihnen denn da gefallen?“ „O! ganz gut, der Teufel ist ein ganz gemütlicher Kerl, mit dem sich reden läßt. Ein wackechter Demokrat, der sich von jedem Duzen läßt und keine Spur von Hochmut zeigt, wie die Exzellenzen und Hoheiten dieser Welt.“ „Ja, warum sind Sie denn nicht dort geblieben?“ forschte der Schullehrer weiter. In den Augen des andern wetterleuchtete es, als er antwortete: „Warum? Aus dem einfachen Grund, weil kein Raum mehr vorhanden ist und die sämtlichen Plätze für die nächsten hundert Jahre den Schulmeistern vorbehalten sind!“ Dieser steckte seine Mausfelle ruhig ein, weil er den Musikanten vorchtete. Dem Pfarrer aber, der ihn alsbald voll gespanntem Interesse aussuchte, verweigerte er aber jede Mitteilung, er bedeutete ihm nur, selbst dem Musikanten seine Fragen vorzulegen. Anders Tags rückte wohl oder übel der Pfarrer mutig dem Musikanten selbst auf die Bude. Derselbe war gerade dabei, mit seinem Taschenteufel ein Stück Hausgemachtes zu transhieren und trank seinen selbstgebauten Kräher dazu. Der Boden für ein Kolloquium war darum der denkbar beste, und der Pfarrer nahm auch ohne weiteres Anlauf zu der Frage, wo er während seiner Bewußtlosigkeit seelisch geweilt habe? „Ich war,“ erwiderte der Musikant, „im Himmel, wo jeder ehrliche Musikant nach seinem Tod zu treffen ist. Und der erste Engel, der mir begegnet ist, war meine verstorbene Frau.“ „Mit dieser,“ bemerkte der Pfarrer, „hätten Sie sich aber nochmals trauen lassen sollen; denn alle guten Ehen werden im Himmel geschlossen.“

„Ja!“ antwortete der Musikant, „das war auch mein heißester Wunsch, drei Tage lang haben wir auch gesucht, aber im ganzen Himmel keinen einzigen Pfarrer gefunden.“

So fertigte dieser durstige Musikant Schullehrer und Pfarrer ab, dabei war er selbst ein ganz braver Christ, der regelmäßig die Kirche besuchte, aber in seinen dumpfen Verhältnissen glücklich über jede Gelegenheit war, seinen Witiz üben zu können.

*

Nun, ich dachte, gut für mich, und begann den Hasen zu transhieren. Die Maffaroni, eine vorzügliche Sauce und Hasenbraten, dazu einen unheimlichen Appetit, alles paßte in glänzender Weise zusammen, und ich veräumte nicht, dem Koch vor versammelter Mannschaft mein besonderes Lob auszusprechen, was mit stürmischem Gelächter von den umstehenden Kameraden beantwortet wurde. Etwas mußte also nicht ganz richtig sein an der Sache, und zum anderen schaute mir auch die ganze Blase zu, widmete mir eine Aufmerksamkeit, die ich sonst an ihnen nicht gewohnt war. Das gute Essen veröhnte mich aber mit all den aufkommenden Bedenken, und nichts war in der Lage, mir den Appetit zu schmälern.

Als nun der letzte Rest meines Hasen und der Maffaroni verzehrt war und ich Messer und Gabel beiseite legte, ging es los in Karlsruher Mundart: „So jez haßh a e Raß g'sresse.“ Neugierig warteten die Kameraden auf die Wirkung ihrer Worte, aber sie fielen gründlich rein, denn ich erklärte ihnen, daß ich mir solch einen Braten jederzeit gefallen lasse, ganz einerlei, ob er von den Feldern oder den Dächern stamme. Diese, im lachenden Ton abgegebene Erklärung brachte enttäuschte Gesichter. Die Kameraden hatten geglaubt, es würde mir übel werden und könnten so ihren Spaß mit mir treiben. Das war nun vorbeigeflogen.

*

Handel an der russischen Front.

Von R. Imberg, Böhrenbach (Baden).

Es war russische Weihnachten 1917. Tiefer Schnee bedeckte die russischen Gefilde und in Schafsfellmantel und Filzschuhen stand der feldgraue Kanonier nachts auf Batteriewache. Der Panjesoldat dort drüben war des Soldatenspiels teilweise so ziemlich müde und trieb mit dem Feldgrauen am Drahtverhau lieber etwas Handel.

Ein lieber Kamerad, seines Zeichens ein Altertumshändler, 1,93 Meter lang und Berliner — trotzdem ich waschechter Hochschwarzwälder bin, hatte ich eine gewisse Vorliebe und Anhänglichkeit an diese preußischen Kameraden — hatte sich sehr viel mit diesem Schachern abgegeben. Er wollte mich schon einigemal auf diesem Abenteuerzuge mitnehmen, doch da der Handel mit dem Feinde streng untersagt war, und man diesen Panjebrüdern immer nicht recht trauen konnte, schlug ich's jedesmal aus.

Am Vorabend der russischen Weihnachten sagte er: „Morgen feiern die Russen Weihnachten und sind sehr guter Laune, da mußt du unbedingt mit mir vor ans Drahtverhau. Ich weiß ein feines Plätzchen, wo wir ungeschen aus dem Graben

herauskommen; zudem hat es frühmorgens starker Nebel, da sieht uns die Grabenwache nicht.“ So ganz als süddeutscher Hasenfuß wollte ich mich vor diesem Berliner doch nicht zeigen. Ich sagte: „Gut, ich gehe morgen mit.“

Es wurde an diesem Abend noch alles vorbereitet. Der Lange hatte sich zu diesem Geschäft extra ein Holzköfferrchen beschafft; die Handelsware bezog er von Berlin. Was war da alles vorhanden! Billige Messer, Löffel, Gabeln, Mundharmonikas, Rasiermesser, Taschenspiegel,



Kämme, alles hübsch verpackt. Zwei Flaschen Fusel — billiger Schnaps — die er in der Kantine gekauft und mittelst schwarzen Kaffees in drei verwandelte, sollten den größten Verdienst bringen. Frühmorgens kam mein Freund still an mein Lager und weckte mich. Ich begriff schnell, zog die Stiefel an, warf den Mantel über, steckte den Revolver in die Tasche, und hinaus ging's in kalten Wintermorgen. Der Lange schritt mit seinem Köfferrchen geschäftstüchtig voran, ich trampelte und froh hindendrein. Die Stelle im Graben, die als Ausgangspunkt gewählt war, war erreicht, auf dem ganzen Frontabschnitt war Nebel; niemand sah uns. Alles still; es war ja russische Weihnachten. — Wir trabelten aus dem Graben, gingen durch die Lücke im Drahtverhau und waren bald in der Mitte der heißen Stellungen. Der Sumpf, über den wir gingen, war zugefroren und mit Schnee bedeckt. Der russische Drahtverhau war erreicht, ein Grabenunterstand, den ein rauchendes Kamin verriet, guckte aus dem Nebel heraus, sonst aber alles still. Weiter als an Drahtverhau ging auch der Berliner nicht, ich war froh. Als sich

drüben immer noch niemand zeigte, machte er sich durch Pfeifen nach der Melodie „Stille Nacht, heilige Nacht“ bemerkbar. Mit meinem Mut war es auf einmal zu Ende, ich bekam Herzklappen. So recht viele beängstigende Gedanken jagten mir auf einmal durch den Kopf: Du hast das strenge Verbot, nicht mit den Russen zu verkehren, übertreten. Wirst du erwischt, kannst du als Ueberläufer behandelt werden und kommst unter Umständen vors Kriegsgericht. — Fangen dich die Russen ab, was dann? Mußtest du dich unnötig dieser Gefahr aussetzen, hast du denn Frau und Kinder ganz vergessen? „Komm, wir gehen zurück, die kommen doch nicht,“ sagte ich zu meinem Langan und zog mich immer mehr vom Drahtverhau zurück. Er pfiß lauter. Es regte sich dort drüben. Ein Russe in Pelzmantel und Pelzmütze zeigte sich, kam einige Schritte auf uns zu, lehnte sich dann um und rief etwas in Graben zurück. Gleich kamen weitere vier seiner Kameraden. Sie schritten auf uns zu an Drahtverhau heran. Der eine hatte eine Flinte, die andern waren unbewaffnet. Ich steckte meinen Revolver lose in das Koppel, um zu zeigen, daß auch ich bewaffnet war. Die Russen nahmen hier von aber keine Notiz, sie hatten hier wahrscheinlich schon oft gehandelt.

Mein Berliner zeigte ihnen nun alle seine Herrlichkeiten, blies auf seinen Mundharmonikas und streichelte die Schnapsflaschen. — Das Wort Rubel verstanden die Russen und so wurden von meinem Kameraden jedesmal so viel Finger in die Höhe gehoben, als er für einen Gegenstand Rubel wollte. Hierzu sagte er dann: „Rubels“. Die Russen handelten bei jedem Stück, schüttelten den Kopf, als wollten sie sagen: „Zu teuer“. Zeigten dann weniger Finger als mein Kamerad und sagten hierzu ebenfalls: „Rubels“. Wir wußten dann genau, wie viele Rubel sie geben wollten. Kam einmal halbe Rubel in Frage, so strichen sie mehrmals mit dem rechten Zeigefinger mitten über den betreffenden Finger der linken Hand. Sie wollte also sagen, nur die Hälfte dieses Rubels. War man dann einig, so streckte mein Kamerad den betreffenden Gegenstand zwischen dem Drahtverhau durch auf die Russenseite und der Russe die vereinbarten Rubel ebenfalls durch den Drahtverhau auf unsere Seite. Der Russe mit dem Gewehr hob dann seinen Arm in die Höhe, und ließ er ihn nach unten fallen, so mußte mein Kamerad den Gegenstand und der Russe das Geld auf den Boden legen. Keiner traute eben dem andern. Die Russen waren ja ehrliche Kerls, wie leicht wäre es ihnen gewesen, uns den Koffer samt seinem Inhalt ohne jedwede Bezahlung wegzunehmen.

Die drei Flaschen Schnaps wurden aus begreiflichen Gründen zuletzt verkauft. — Mein Kamerad verlangte 10 Rubel pro Flasche. Die Russen

zeigten durch Gesten, daß sie den Inhalt erst versuchen wollten. Mein Kamerad genehmigte dieses aber nicht. Zuletzt einigte man sich, und es wurde ihnen die Flasche zu 5 Rubel überlassen. Immer noch ein schönes Geschäft. — Ob ihnen der Schnaps geschmeckt haben wird! Berauscht wurden sie sicher nicht.

Ich war froh, als der Koffer leer war und wir uns zurückziehen konnten. Der Nebel hatte sich in der Zwischenzeit etwas gelichtet, aber wir kamen ungesehen in unsern Graben zurück.

*

Die Haftung des Mannes für strafbare Handlungen seiner Frau.

Von Landgerichtsrat a. D. Carl Debes-München.

Für die Vermögensschäden, welche durch strafbare Handlungen seiner Frau verursacht worden sind, wird der Mann wohl zivilrechtlich zu haften haben, soweit nicht zwischen den Ehegatten der vertragsmäßige Güterstand der Gütertrennung besteht.

Eine andere Frage ist, inwieweit sich der Mann strafrechtlich verantwortlich macht, wenn er nicht seine Frau von der Begehung strafbarer Handlungen abhält. Das geltende Strafrecht bedroht denjenigen mit Haftstrafe, welcher es unterläßt, unter seiner Gewalt stehende Personen, die seiner Aufsicht untergeben sind und zu seiner Hausgenossenschaft gehören, von Diebstählen oder der Verletzungen der Gesetze zum Schutze der Forsten, der Geldfrüchte, der Jagd oder der Fischerei abzuhalten. Wenn z. B. eine mit ihrem Manne auf einem Waldspaziergange befindliche Frau durch diesen ungehindert und in Mißachtung seiner mündlichen Mißbilligung dürre Zweige und kleinere untere Aeste von dem Jungholz abbricht und mit nach Hause nimmt, macht sich wohl diese Frau eines Forstfrevels schuldig, ihr Mann bleibt aber straflos. Denn das Bürgerliche Gesetzbuch war bestrebt, die Stellung der verheirateten Frau zu einer möglichst selbständigen zu machen, und hat ein Gewaltverhältnis des Mannes gegenüber seiner Frau in strafrechtlichem Sinne, wie es in früheren Zeiten bestand, völlig ausgeschlossen. Deshalb ist die Frau für die von ihr begangenen strafbaren Handlungen voll verantwortlich, der Mann dagegen nicht. Hat aber der Mann die strafbare Handlung seiner Frau gebilligt, dazu auf irgendeine Weise geholfen oder den Vorteil daraus gezogen, so ist er als Mittäter, Gehilfe, Begünstiger, Fehler oder, wenn er seine Frau gar zu ihrer Straftat verleitet hat, als Anstifter strafbar.

Wenn der Mann an der Handlung seiner Frau selbst ganz unbeteiligt ist, so genügt für seine Straflosigkeit, daß er im Falle seiner vorherigen Kenntniss von ihrem Vorhaben ihr davon abgeraten und die Tat ihr verboten hat. Eine gewaltsame Abhaltung seiner Frau davon kann niemand von ihm verlangen. Wenn sie seinen wohlmeinenden Worten kein Gehör schenkt, tut sie dieses auf ihre eigene Verantwortung. Ihr Mann hat sich durch sein vielleicht etwas schwächliches und nachgiebiges Verhalten nicht strafbar gemacht.

Nur in einem besonderen Falle macht sich der Mann durch ein solches Verhalten bei einer strafbaren Handlung seiner Frau zum strafbaren Mitschuldigen, nämlich bei der Kuppelei. Das Reichsgericht hat in solchen Fällen wiederholt erklärt, der Ehemann sei berechtigt und verpflichtet, dem verwerflichen Treiben seiner Frau Einsicht zu gebieten und eventuell einen Wohnungswechsel zu veranlassen. Wenn der Mann solche gebotenen Schritte unterlasse, mache er sich zum Mitschuldigen seiner straffälligen Ehefrau.

In allen übrigen Fällen kann der Mann nicht dafür bestraft werden, daß er strafbare Handlungen seiner Frau nicht verhindert hat, es müßte sich höchstens das Vorhaben eines Landesverrats, Münzverbrechens, Mordes, Raubes oder eines gemeingefährlichen Verbrechens handeln, welches noch rechtzeitig verhindert werden konnte, wenn eine Warnung oder Anzeige erfolgt wäre.

*

Russische Feinschmecker.

Von Karl Förger.

Im harten Kriegswinter 1813 kamen russische Truppen in den damals völlig ausgehungerten, abseits liegenden Selighof bei Baden-Baden und verlangten zu essen. Vergebens beteuerte die alte Seligmutter, welche allein im Hause war, daß sie weder Fleisch noch Mehl oder Kartoffeln habe. Die Russen wurden trotz aller Vorstellungen stets zudringlicher. Zuletzt legte ihr Anführer den blanken Säbel auf den Tisch und bedeutete durch allerlei Gesten, daß Blut fließen werde, wenn nicht in kurzer Zeit eine Mahlzeit herbeigeschafft würde. In ratloser Not durchsuchte die Seligmutter alle Räume des Hauses und geriet schließlich auf den Speicher, wo sie ein Paar alte Lederhosen ihres verstorbenen Mannes fand. Nach kurzer Ueberlegung nahm sie die Hälfte der Hose und zerschnitt sie in feine Würfel. Die Lederstückchen wurden in eine Pfanne gelegt, mit brauner Brühe übergossen und dampfend der russischen Horde vorgesetzt.

Mit angstvoller Spannung erwartete die Wirtin die Wirkung des sonderbaren Gerichts

auf die hungrige Tischgesellschaft. Wie erstaunte sie aber, als sie durch den Türspalt spähte, und als einer der Soldaten eine zweite Pfanne mit der gleichen Speise forderte. Die andere Hosenhälfte wurde bereitwillig auf selbe Art zubereitet. Als die Gäste aufstanden, gab ihr An-



führer zu verstehen, daß er auf dem Rückmarsch wieder im Selighof antehren wolle. Der Verlauf des Feldzugs hat ihn an der Ausführung seines Planes gehindert. Jedenfalls zeigt dieser Vorgang, daß auch eine alte Lederhose einen gewissen Wert besitzt, und daß die menschliche Lebensbahn oft von kleinen Dingen umgelenkt wird.

*

Der Dengler.

Von Hermann Burte.

Der Dengler schlägt, die Sense klingt,
 Von jedem Schlage wund, und singt.
 Wie klagt der Hammer? Jammer!
 Wie weint die Schneide? Leide!
 Wie klang's im Dangel? Mangel!
 Wie sagt der Dengler? Still Ihr Drei!
 Ich dengle und mähe und schaffe mich frei!

*

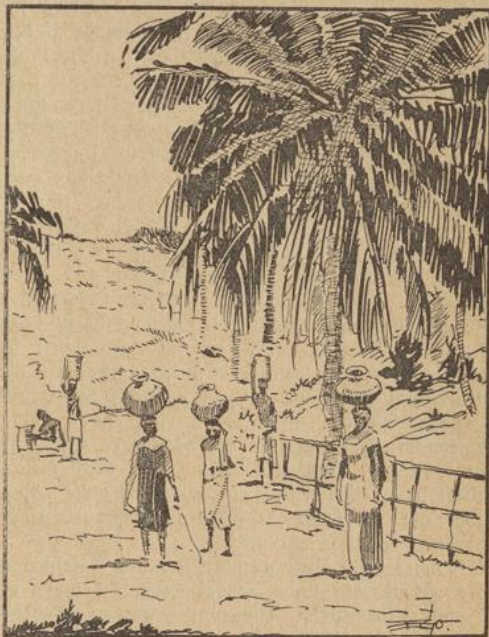
Der schlaue Husar.

Von Johann Peter Hebel.

In Husar im letzten Kriege wußte wohl, daß der Bauer, dem er jetzt auf der Straße entgegenging, 100 Gulden für geliefertes Heu eingenommen hatte und heimtragen wollte. Deswegen bat er ihn um ein kleines Geschenk zu Tabak und Branntwein. Wer weiß, ob er mit

Deutschland muß Kolonien haben.

Auch im Auslande bricht sich allmählich immer mehr die Ueberzeugung Bahn, daß die Bestimmung des Pariser Friedensdiktates, nach welcher Deutschland die Fähigkeit, zu kolonisieren abgesprochen wird, auf die Dauer nicht



aufrechterhalten werden kann. Im Londoner „Observer“ betont Garvin, daß der Friede in Europa nie gefährdet werden könnte, wenn Großbritannien, Frankreich und Deutschland grundsätzlich übereinstimmen, ihn zu schützen und im Notfalle zu verteidigen. Eine Uebereinstimmung zwischen den drei Ländern werde leider durch die Art der polnischen Grenzziehung und den vollständigen Ausschluß des deutschen Volkes von überseeischen Kolonien unmöglich gemacht, obwohl viel kleinere Länder, wie Holland, Belgien und Portugal, große koloniale Besitzungen unterhielten. Wenn man den Grundstein für den Frieden ernsthaft legen wolle, könne man an diesen beiden Fragen nicht vorbeikommen.

Spruch.

Willst du den Alttag überwinden?
Erfäß, durchbring' ihn mit Liebe
Und laß nicht ab,
Bis du, in sie erlöst,
Seiner Gottiese inne wirst.
In Ewigkeit aber kommst du nicht um ihn herum,
Dem, unveräußerlich, Gott anhängenden.

ein paar Bagen nicht zufrieden gewesen wäre. Aber der Landmann versicherte und beteuerte bei Himmel und Hölle, daß er den eigenen letzten Kreuzer im nächsten Dorfe ausgegeben und nichts mehr übrig habe. „Wenn's nur nicht so weit von meinem Quartier wäre,“ sagte hierauf der Husar, „so wäre uns beiden zu helfen; aber wenn du hast nichts, ich hab nichts, so müssen wir den Gang zum heiligen Alfonsus doch machen. Was er uns heute beschert, wollen wir brüderlich teilen.“ Dieser Alfonsus stand in Stein ausgehauen in einer alten, wenig besuchten Kapelle am Feldweg. Der Landmann hatte anfangs keine große Lust zu dieser Wallfahrt. Aber der Husar nahm keine Vorstellung an und versicherte unterwegs seinen Begleiter so nachdrücklich, der heilige Alfonsus habe ihn noch in keiner Not steden lassen, daß dieser selbst anfang, Hoffnung zu gewinnen. Vermutlich war in der abgelegenen Kapelle ein Kamerad und Helfershelfer des Husaren verborgen? Nichts weniger! Es war wirklich das steinerne Bild des Alfonsus, vor welchem sie jetzt niederknieten, während der Husar gar andächtig zu beten schien. „Jetzt,“ sagte er seinem Begleiter ins Ohr, „jetzt hat mir der Heilige gewunten.“ Er stand auf, ging zu ihm hin, hielt die Ohren an die steinernen Lippen und kam gar freudig wieder zu seinem Begleiter zurück. „Einen Gulden hat er mir geschenkt: in meiner Tasche müße er schon steden.“ Er zog auch wirklich zum Erstaunen des andern einen Gulden heraus, den er aber schon vorher bei sich hatte, und teilte ihn versprochenermaßen brüderlich zur Hälfte. Das leuchtete dem Landmann ein, und es war ihm gar recht, daß der Husar die Probe noch einmal machte. Alles ging das zweitemal wie das erste. Nur kam der Kriegsmann diesmal viel freudiger von dem Heiligen zurück. „Hundert Gulden hat uns jetzt der gute Alfonsus auf einmal geschenkt. In deiner Tasche müssen sie steden.“ Der arme Bauer wurde todesblaß, als er dies hörte, und wiederholte seine Versicherung, daß er gewiß keinen Kreuzer habe. Allein der Husar redete ihm zu, er sollte doch nur Vertrauen zu dem heiligen Alfonsus haben und nachsehen. Alfonsus habe ihn noch nie angeführt. Wollte er wohl oder übel, so mußte er seine Taschen umkehren und leer machen. Die hundert Gulden kamen richtig zum Vorschein, und hatte er vorher dem schlauen Husaren die Hälfte von seinen Gulden abgenommen, so mußte er jetzt auch seine hundert Gulden mit ihm teilen, da half kein Bitten und kein Flehen.

Das war fein und listig, aber eben doch nicht recht, zumal in einer Kapelle.

*

Erstes Zusammentreffen von Weißen mit Eingeborenen der Südseeinseln St. Matthias.*)

Von Bernhard Geiser.

Inem deutschen Kriegsschiff, dem Stationskreuzer „Seeadler“, war es vorbehalten, im Januar des Jahres 1900 in allererste Berührung mit den Eingeborenen der St. Matthias-Inseln zu kommen, sie an den weißen Mann zu gewöhnen und die ersten europäischen Erzeugnisse denselben zu vermitteln. Es war im wahrsten Sinne des Wortes eine Kolumbustat im modernen 20. Jahrhundert. Wenn man heute von einer „erschlossenen Südsee“ redet, dürfte dies nur für einen Teil dieses riesigen Gebietes zutreffen, denn hunderte von Inseln und Inselchen liegen weitab von den Hochstraßen des Welt-handels, also von den Hauptdampferlinien. Ferner ist das Gebiet viel zu groß und zu abgelegen, daß es in 25 Jahren als erschlossen betrachtet werden könnte. Es ist daher mit Bestimmtheit anzunehmen, daß es auch heute noch in der Südsee Inseln gibt, die noch keines Europäers Fuß betreten hat und deren Bewohner in völliger Abgeschlossenheit von der übrigen Welt leben. Zu letzteren gehörte bis zum Januar 1900 die zu unserem früheren Schutzgebiet gehörende Insel St. Matthias.

Diese Insel liegt nordwestlich der Inselgruppe Neu-Hannover und gehört zum Gebiet des Bismarck-Archipels. Sie wurde am 24. Februar des Jahres 1700 von dem Seefahrer Dampier entdeckt und erhielt ihren Namen von dem Kalenderheiligen vom Tage der Entdeckung. Dampier mußte aber schleunigst die Anker lichten, da sich die Eingeborenen sehr böswillig zeigten und das Schiff mit einem Hagel von Steinen überschütteten. Bis zum Jahre 1900 wurde die Insel tatsächlich von keinem Weißen betreten. Auch seitdem sie zu unserem Schutzgebiete gehörte, wurde niemals mit den Eingeborenen in Verbindung getreten. Diese Insel gehörte, wie noch so manche andere, zu den kolonialen Stiefkindern des Reiches.

Im Januar 1900, nach Erledigung einer Strafexpedition gegen die Admiraltäts-Inulaner, ging der Kreuzer „Seeadler“ nach der Insel St. Matthias in See. An Bord befand sich der damalige Gouverneur des Schutzgebietes, von Benningsen. Man hatte also das Bestreben, unter allen Umständen diese große Insel näher zu erforschen.

Gegen Abend bekamen wir die Insel in Sicht und loteten uns vorsichtig an sie heran. Die Seetarten für dieses Gebiet waren höchst unzuver-

lässig und dazu noch unvollständig. Überall waren unter der Wasseroberfläche Korallenbänke und sonstige Untiefen. Einige Tage vorher mußte der „Seeadler“ mit einer solchen Korallenbank Bekanntschaft machen, ist aber mit Hilfe der herrschenden Dünung glücklich darüber hinweggekommen, vielmehr, da er sich unter Dampf und Segel befand, darüber geflogen, wie sein geflügeltes Namensvetter, ohne weiteren Schaden zu nehmen.

Infolge der großen Tiefe konnten wir ziemlich nahe an die Insel heranzufahren. Der Tag neigte sich zu Ende, und in der bereits starken Dämmerung konnten wir am Strande zuerst nur einige, dann aber viele Eingeborene sehen, welche die Bewegungen unseres Schiffes aufmerksam verfolgten und das große Schiff mit seiner blendend-weißen Farbe anstauten. Als nun der Anker in der immer noch sehr großen Wassertiefe fiel, verursachte die große Ankerkette ein donnerndes Geräusch, das natürlich an dem sehr naheliegenden Strande deutlich zu hören war. Was darauf an Land vorging, strengte die Lachmuskeln über Gebühr an. Die Eingeborenen hielten jedenfalls das Rasseln der schweren Ankerkette für eine über sie hereinkommende große Gefahr und liefen, in des Wortes ureigenster Bedeutung wie „die Wilden“ unter Geschrei und Gejohl davon, begleitet von dem Lachen der Mannschaft. Schon dies Vorkommnis bewies uns, daß die Wilden noch keine Bekanntschaft mit den Schiffen des weißen Mannes, oder mit letzterem selbst, gemacht haben konnten.

Unser Kommandant beschloß mit Einbruch der Nacht noch eine andere Probe vorzunehmen, und zwar Beleuchtung des Strandes mit dem großen Schiffs-Scheinwerfer. Die Wirkung war fabelhaft und urkomisch zugleich. Die Eingeborenen, welche sich von dem ersten Schreck erholt hatten und neugierig sein mochten, was wir weiter unternehmen würden, bevölkerten langsam wieder den Strand, was durch unsere Nachtgläser festgestellt wurde. Der Scheinwerfer wurde genau auf den Strand einvisiert und auf „Streuen“ eingestellt. Mit einem schnellen Ruck flog plötzlich die Blende auf und der Scheinwerferstrahl erleuchtete den Strand taghell. Die Wirkung war zwerchfellerschütternd. Die Eingeborenen liefen unter lautem Geschrei, teilweise unter Zurücklassung ihrer Schilde und Speere, so schnell und soweit sie konnten, verfolgt von dem nun gesammelten Strahlenbündel des Scheinwerfers. Daß man urplötzlich die Nacht in Tag verwandeln konnte, hatten sie gewiß noch nicht erlebt. Aber noch ein anderes Natur Schauspiel dürfte diese Wilden in Erstaunen und großes Erschrecken versetzt haben. Als nämlich die Scheinwerferstrahlen in voller Breite den Strand und einen Teil der Wasseroberfläche trafen, schossen Tausende von Fischen aller Größen aus dem

* Aus H. Hammer: „Aus deutscher Kolonialzeit im fernen Osten“. (North Schauenburg H. G., 1929.)

Wasser. Die spiegelglatte Fläche des Wassers geriet in völligen Aufruhr. Es war ein Naturschauspiel, wie es nur wenige Menschen zu sehen bekommen, und von einer solchen Lebhaftigkeit und Schönheit, daß man sich nicht satt sehen konnte. Immer und immer wieder, sobald der Scheinwerferstrahl am Strande und auf dem Wasser weiterwanderte, wiederholte sich das Schauspiel mit den zu Tausenden aus dem Wasser emporschnellenden Fischen. Der Eindruck dieses Vorkommnisses auf die entsezt fliehenden Wilden dürfte der gewesen sein, daß sie sich von Fischen verfolgt glaubten und angenommen haben werden, daß wir

deshalb, weil kurze Zeit vorher die schon genannten Admiralitäts-Insulaner einen, auf ein Korallenriff aufgelaufenen Mortorbootsschoner erstürmt und die Besatzung bis auf einen Mann, der sich noch rechtzeitig unten im Schiff einschloß, buchstäblich aufgefressen haben. Zu ihrer Bestrafung wurde der „Seeadler“ beordert.

Während der ühlichen Schiffsreinigung, am frühen Morgen erschienen einige Kanoes mit Eingeborenen in nächster Nähe des Schiffes, ohne sich aber auch nur im geringsten bewegen zu lassen, direkt an das Schiff heranzukommen. Der Führer des Hauptkanoes stand aufrecht in demselben, mit dem linken Arm den Schild haltend, in der rechten Hand hielt er einen wundervollen Speer. Es war ein überaus eindrucksvolles Bild, das dieser Wilde uns in seiner vollen Kriegsbemalung bot. Seinen Kopf schmückte ein Haarwald in der Größe eines Bienenkorbes. Unter heftigen Gestikulativen rebete er mit lauter Stimme auf uns ein. Was aber der Redeschwall bedeuten sollte, konnten selbst die an Bord bei uns befindlichen Eingeborenen der Schutztruppe, die aber von anderen Inseln stammten, nicht verstehen. Wir warfen ihnen leere Flaschen zu, die sie begierig auffischten. Von allen Seiten wurden diese Wunderdinge begafft, mit den Gebärden, wie es ein Affe zu tun pflegt, wenn er irgendeinen Gegenstand gründlich unterjucht. Es war ein Bild zum Lottachen. Diese Eingeborenen kannten weder Eisen, noch Stoffe, noch sonst irgend etwas von europäischen Erzeugnissen. Ihre sehr primitiven Kanoes bauten sie mit Hilfe einer Muschelart. Ihre Schilde und Speere machten sie ebenfalls mit scharfgeschliffenen Muscheln. Als Bekleidung trugen diese Wilden das schönste und bequemste aller Kostüme, nämlich das Adamskostüm. Auch die Frauen gingen wie die Eva im Paradiese, aber mit dem Unterschied, daß diese Evas auch nicht das Feigenblatt kannten. Wir stellten hier fest, daß diese Frauen tatsächlich „nichts zum Anziehen“ hatten! Auffallend war hier, daß die Eingeborenen auch keine Webart aus Pflanzen- oder Bastfasern kannten. So wie sie Gott erschaffen hatte, standen sie vor uns als Urbewohner ihres Eilandes.



Eingeborene der Insel St. Mathias, Speere zum Tausch anbietend.

selbst die Bewohner des Meeres gegen sie aufgebieten haben. Sie werden wohl in dieser Nacht das Wiederkommen vergessen haben. Auch wir ließen sie in Ruhe; hatten wir doch die volle Genugtuung, genügend Eindruck erweckt zu haben, um eine ungestörte Landung am kommenden Tage vornehmen zu können und die Eingeborenen näher kennen zu lernen. Die Posten an Bord des Schiffes wurden verdoppelt, Offiziere und Mannschaften gingen schlafen in dem Bewußtsein, daß wir am nächsten Tag bei der Landung das Interessanteste erleben würden. Wir waren auf alles vorbereitet.

Die Nacht verlief ruhig, wie eine richtige Südseenacht; es herrschte im ganzen Gebiet Windstille, und von den Eingeborenen haben wir in der Nacht nichts gemerkt. Unser Schiff war ihnen doch zu groß, als daß sie einen Angriff wagen konnten; anscheinend haben unsere Zaubermittel mit der Ankerkette und der Scheinwerferbeleuchtung ihre Wirkung nicht verfehlt. Wenn ich hier von einem etwaigen Angriff rede, so tue ich es

borenen kannten weder Eisen, noch Stoffe, noch sonst irgend etwas von europäischen Erzeugnissen. Ihre sehr primitiven Kanoes bauten sie mit Hilfe einer Muschelart. Ihre Schilde und Speere machten sie ebenfalls mit scharfgeschliffenen Muscheln. Als Bekleidung trugen diese Wilden das schönste und bequemste aller Kostüme, nämlich das Adamskostüm. Auch die Frauen gingen wie die Eva im Paradiese, aber mit dem Unterschied, daß diese Evas auch nicht das Feigenblatt kannten. Wir stellten hier fest, daß diese Frauen tatsächlich „nichts zum Anziehen“ hatten! Auffallend war hier, daß die Eingeborenen auch keine Webart aus Pflanzen- oder Bastfasern kannten. So wie sie Gott erschaffen hatte, standen sie vor uns als Urbewohner ihres Eilandes.

Am Nachmittag desselben Tages wurde an zwei verschiedenen Punkten der Insel mit je einem Boot zur Landung geschritten. Vorsichtigerweise mußten die Bootsbefahungen ihre Waffen mitnehmen. Diese wurden, unsichtbar für Uneingeweihte, im Boot untergebracht. Als wir auf den

Strand zuzufahren ließen die Eingeborenen schleunigst davon. Von irgendwelchen Hütten war nichts zu sehen; diese lagen mehr im Innern der Insel. Die Erforschung auf das Geratewohl hin vorzunehmen wollten wir nicht, und aus sehr naheliegenden Gründen mußtten wir diesen noch völlig unbekanntem Wilden am offenen Strande gegenüberreten. Mit einem plötzlichen Angriff mußten wir auf alle Fälle rechnen. Es blieb also nichts anderes übrig, als mit dem Boot vom Strande wegzubleiben und zu warten, bis einzelne Eingeborene den Mut hatten, sich zu zeigen. Sie ließen nicht lange auf sich warten; zuerst erschien ein Einzelner, der uns aufmerksam beäugte. Ein Offizier unseres Bootes lief nun allein in dem ungefähr einen Meter hohen Wasser dem Strande zu; sofort wich der Eingeborene zurück und verschwand im Wald. Durch Zeichen wurde versucht, den Eingeborenen heranzubekommen, leider vergeblich. Der Offizier schritt nun ganz zum Strande, legte dort einen Streifen roten Tuches hin und ging zum Boot zurück. Gleich darauf kam der Wilde aus dem Wald, nahm den Tuchstreifen an sich und verschwand wieder, um bald mit einem zweiten Eingeborenen zu erscheinen. Durch erneute Zeichen versuchten wir klar zu machen, daß wieder Stoffstreifen hingelegt würden, und sie sollten Speere abgeben; es spielte sich der Vorgang ab wie vorher. Die Eingeborenen legten tatsächlich einen Speer hin und verschwanden wieder. So ging es noch einige Male weiter. Auf zwei Tuchstreifen wurden zwei Speere hingelegt. Schließlich kamen wir endlich so weit, daß der Offizier dem Eingeborenen einen Streifen Tuch in die Hand legen konnte und ihm die Hand reichte. Um mit dem Elektrotechniker zu reden, der Stromkreis war geschlossen. Sofort erschienen 20—30 Eingeborene am Strande. Inzwischen wurde auch das Boot an den Strand geschoben, ohne daß die ganze Gesellschaft davonlief. Wir tauschten bunte Streifen, Glasperlen, Brot usw. gegen Speere ein. Die Eingeborenen waren sehr neugierig und besüßten ungeniert unseren Anzug, Schuhe und Mützen. Sie merkten wohl deutlich, daß wir in friedlicher Absicht kamen und verhielten sich ebenso. Ihren bössartigen Charakter hatten also die Wilden abgelegt.

Nun wollten wir diese Naturkinder auch zu gerne photographieren. Es war ein großes Kunststück. Unser Stabsarzt stellte den mitgebrachten Photographenapparat auf. Mit vieler Mühe und Not und nach fast endlosem Hin und Her gelang es, die Gesellschaft zur Aufnahme aufzustellen. Es war sehr schade, daß kein Filmoperateur zu Stelle war, denn dies hätte sicher den schönsten aller Filme gegeben. Wir hatten aber die Rechnung ohne den Wirt gemacht, denn in dem Augenblick, als der Stabsarzt seinen Kopf unter das schwarze Blindtuch steckte, waren auch

die Eingeborenen verschwunden. Die Zeichensprache mußte aufs neue einsetzen; aber nicht nur mit den Fingern wurde signalisiert, sondern mit Händen und Füßen, ja sogar der ganze Oberkörper trat in Tätigkeit. Mit großer Mühe gelang es endlich, eine Aufnahme zu machen. Die allererste Aufnahme dieses Inselvolkes ward somit vollzogen, und vor Freude schrien sie laut und tanzten; mitten unter ihnen die Matrosen vom „Seeadler“. Es gab einen Kannibalenkarneval, wie er zwischen Weißen und Kanaken wohl noch nicht vorgekommen ist. Diese Wilden, welche alle früheren Landungsversuche zurückgeschlagen haben, sind auf diese friedliche Art und Weise schnell unsere Freunde geworden. Ohne irgendwelche Störungen fuhr die Boote an Bord zurück.

Der „Seeadler“ glückte einem schwimmenden Speerarfenal und es waren sicher mehr Speere an Bord als Gewehre und Kanonen. In dem großen Gefühl, vieles erlebt zu haben, fuhrten wir am nächsten Tage nach dem Ausgangspunkt der Expeditionsfahrt, nach Herbertshöhe, zurück, um dort den Gouverneur, die kleine schwarze Schutztruppe und die Gefangenen, welche bei der schon vorher genannten Strafexpedition gegen die Admiraltäts-Inulaner in unsere Hände fielen, an Land zu setzen. Die Rädelsführer gingen dem Tage des Gerichts entgegen, der Rest, einige Frauen mit ihren Kindern, kamen auf die Missionsstation. Der „Seeadler“ rüstete aber zu einem neuen großen Rundflug um das ganze deutsche Südsee-Schutzgebiet.

*

Die Bisonjaad.

Eine Geschichte aus der Urzeit
von Karl Heinz Runkel.

In Aharas, des Einäugigen, mächtiger Sippe wütete der Hunger, seitdem ein gewaltiges Sterben die reichen Wildpferdherden bis auf einige gänzlich abgemagerte Stücke vernichtet hatte. Stumpf und teilnahmslos lagen die Unglücklichen, Greise, Männer und Weiber, dazwischen eine Schar halbverhungertes Kinder, in der riesigen Höhle am Fuß des großen Gebirges, um das spärlich glimmende Feuer, dem bald schon ebenfalls die letzte Nahrung ausgehen mußte, da niemand mehr die Kraft in sich fühlte, das nötige Reisig von den Aesten der zähen Bäume zu brechen.

In das heisere Murren der Erwachsenen, das hungrige Weinen der Kinder mischte sich — um die Mittagszeit war's, als sengend heiß die Sonne vor der Höhle auf die Felsen und die ringsum zahlreich zerstreut liegenden Pferde-

gerippe brannte — Kharas, des Sippenältesten, Stimme: „Thoa, der Schreckliche will unser Verderben. Die Höhle wird unser aller Grab sein.“

Da dunkelte es in dem schmalen Eingang, der die Höhle von der Außenwelt trennte, und ein Fremder trat ein, dem das zottige Bärenfell lang von der breiten Schulter bis auf die stämmigen Waden fiel. Seine Faust hielt das derbe Steinbeil, als sei es ein Halm, den der Druck eines einzigen Fingers zerreibt, und in der Linken ließ die matte Glut des Feuers den scharfen, spitzen Faustkeil sehen, den er zur Abwehr bereitz hielt. Lang und straff fiel ihm das schwere, schwarze Haar in den Nacken. Unter den dichten vorgewölbten Brauen her umging sein lobender Blick in Gedankenschnelle die schweigende Runde.

„Wer seid Ihr?“ forschte scharf und mißtrauisch seine Stimme.

„Unglückliche, von Thoa, dem großen Gott der Nacht und des Verderbens, Verdammte,“ kam die Antwort aus Kharas Mund.

„Warum verdammt?“ wollte der Fremde wissen.

„Wir wissen's nicht,“ gab Kharas zurück, in dessen die anderen schwiegen.

Mitten aus dem armseligen Häuflein rechte Bheli, des Opferpriesters junge Tochter, ihren schlanken Leib empor daß der düstere Flammen-

„Der Hunger fraß unsere Kraft und machte uns schwach,“ murmelte Kharas.

„Ich werde Euch helfen,“ kam es schnell zurück, und des Fremden Hand wies auf Bheli. „Gebt mir diese da zum Geschenk, so sollt Ihr essen, ehe der Himmelsgott auf seiner Bahn eine Lanzenweite vorangeschritten ist.“

Larnu, der Opferpriester, hob die hämmernde Stirn vom Boden, aber Bheli kam seinem Wort zuvor: „Wenn du meiner Sippe Rettung bringst nicht nur für den Augenblick, so werde ich dir folgen und heute noch dein Weib sein, Fremder.“ „So bist du's schon als gewiß,“ entgegnete der und schritt hinaus.

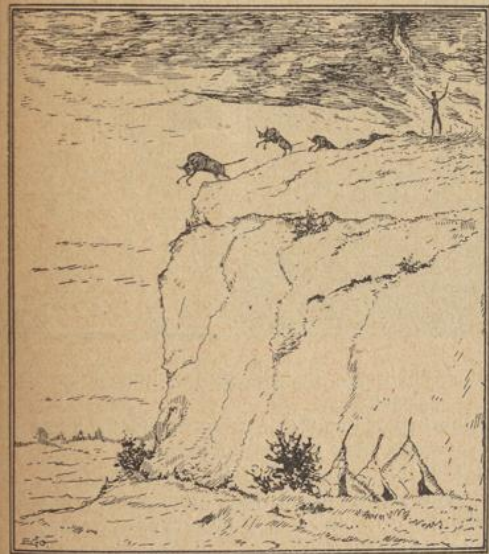
Ein Drängen und Schieben hub an in der Höhle, und einer nach dem andern schleppte sich hinaus, zu sehen, was der Fremde treiben werde.

Der schritt auf federnden Füßen den Pfad hinan zur Höhe hinauf, die hoch im hellsten Licht der Sonne über dem Wiesenplan von schroffem Abhang herunter starrte.

„Wie will er von dort oben Hilfe bringen?“ murmelte Kharas, der Sippenälteste, und strich mit der Rechten das straffe, schwarze Haar aus der flachen Stirn zurück. „Dort oben haust Bhuru der Furchtbare, und seine Stiere sind schlimmer als Ura, der Höhlenbär, der mit mein Auge nahm und der die Knochen bricht wie Binsenshalme.“

Seine Gefährten nickten ihm milden Beifall und sahen mit erlöschenden Blicken dem Fremden nach, der schnell wie eine Gemse die schroffen Zacken des Abhanges erklimm, um droben auf der schwindelnden Höhe wie ein Geist zu verschwinden. Keiner der Männer, die vor der Höhle im hellen Schein der Sonne lagen, konnte klettern wie der Fremde, denn sie waren vor kurzem erst aus weitem Flachland an das Gebirge gekommen als die riesigen Herden der Wildpferde, einem geheimen Trieb gehorchend, die weite Bußta verließen und hierher wanderten, wo sie dann von Thoa, dem Schrecklichen, dahingemäht wurden. Noch deckten überall ihre bleichenden Gerippe den Boden.

Langsam wanderte der Sonnengott auf seinem blendend hellen Wagen weiter, und fast war er, seitdem der Fremde gesprochen hatte, eine Lanzenlänge abwärts gekommen, als droben auf der Höhe ein Brausen anhub, wie wenn zur Zeit der kurzen Tage der Sturmgott mit wildem Gestöhn durch die Lüfte jagt. Dann erschien an dem graufigen Abhang der wüste Kopf eines rotbraunen Stieres, dem die lange zottige Mähne wild um den jagenden Körper starrte. Ein Sprung dann, bei dem die Männer und Frauen alle einen Schrei des Schreckens ausstießen, und der mächtige Körper saufte, seines Haltes beraubt, in die Tiefe, wo er mit klatschendem Schlag regungslos liegen blieb. Ein zweiter, dritter folgte dem ersten, und dann war die



schein ihre braune Schönheit heller zeigte und des Fremden Auge aufglühend an ihr haften blieb.

„Ihr wißt nicht, warum Ihr leidet?“ fragte er dann, einen Schritt weiter vortretend. „Und dennoch ergebt Ihr Euch ohne Kampf dem Unheil?“

Luft plötzlich mit stürzenden, sich überschlagenden, in der Todesangst aufbrüllenden Tieren angefüllt. Immer mehr noch übersprangen den schroffen Abhang, um unten zerstückt zu liegen zu bleiben.

Die Männer und Weiber vor der Höhle saßen in Schrecken und zweifelndem Staunen regungslos; nur Wheli, die Schlanke, stand hoch aufgerichtet im Sonnenglast.

Von der Höhe herunter kam ein heller Ruf. „Ich hielt mein Wort,“ schallte es durch die klare, heiße Luft zu dem Häuflein der halb Verhungerten. „Nun komme ich, das Gute zu holen.“ Elastisch sprang der Fremde den Abhang herunter. Hinter ihm schlug eine helle brausende Feuersäule. Sie deckte den Berg, so weit sein schroffer Rand sich dehnte, flammte hoch auf und erlosch erst, als der kühne Kletterer die Tiefe erreicht hatte. Ein wildes Freudengetöse aus allen Kehlen empfing ihn, dann rissen die Messer und Beile der zu neuem Leben erwachten Männer das dampfende Fleisch von den Knochen der getöieten Stiere, während die Frauen und Kinder mit frischen Kräften keifig sammelten, das Feuer zu nähren und zu neuer Glut anzufachen.

Tarnu aber, der Priester, führte dem Fremden die Tochter zu, die stolzen Blickes ihre Hand in die seine legte. „Nimm sie“, sagte der Greis, „sie sei unser aller Dank für deine Hilfe! Bist du von P'ho, dem Lichtgott, gesandt, uns zu retten, Fremder, oder sag, woher stammst du?“

Da lachte der starke Fremdling und entgegnete: „Ihrer soviel erschlug ich von meiner Sippe, wie meine Hand Finger hat. Sie wollten mir mit Lügen den Bären streitig machen, den meine blanke Faust erwürgt hatte. Ich strafe sie im ehrlichen Kampf und mußte meinen Stamm verlassen. Neues Obdach suche ich, und meine Tat vorhin war für mich selber die beste Hilfe, so Ihr mich bei Euch aufnehmen wollt.“

Das hörte Khara, der Älteste, und entschied sofort: „So bleibe, Fremder, und nächst mir sollst du der Mächtigste sein. Doch sage, wie gelang es dir, was wir sahen?“

„Ich übte nur aus, was meiner Sippe längst Gewohnheit geworden ist in diesen Bergen. Das Feuer treibt die stumpfen Tiere vor sich her, und blindlings springen sie in den Abgrund. Merkt es euch, so werdet Ihr nie wieder Hunger leiden, denn Stiere beherbergt die Ebene droben wie Halme das Gras, und alljährlich vervielfältigt sich ihre Zahl.“

Aus der Höhle riefen die Frauen zum Fest- und Freudenmahl.

Wheli aber, die junge Schöne, stand verklärten Blickes vor dem Retter und fragte: „Sag, wie heißt du, Fremder?“

*

Das Weinsäß als Lebensretter.

Von S. Ch.

Bald ist ein halbes Jahrhundert vergangen seit der Zeit, wo ich den Waffenrock mit der gelben Achselklappe und der Nummer 112 auf der Kammer verpassen durfte.

Mit der normalen „Körpertstitution“ ausgestattet, war der ganze Akt der Einleitung, sogar mit der „üblichen“ Helmverfassung, in Kürze vorüber. Also! Der neugebadene Vaterlandsverteidiger war soweit als Soldat erkenntlich gemacht. Es begann das schöne Soldatenleben, welches gleich am ersten Tage in der Kaserne (sogar in Reserveliedern) besungen wurde, und noch sind es heute glückliche, erhabene Stunden, wenn im kameradschaftlichen Kreise sich die „Ehemaligen“ treffen und die aliebekannten Soldatenlieder erschallen lassen.



Und denken wir in dieser Stimmung vergangener Tagen,

Dann bringt uns Erinnerung alle Sonnenstrahlen. Träumend jeder Augenblick vergeht, Nur Erinnerung und Treue weiterbesteht.

Ein treuer Vermittler alter und neuer Erlebnisse ist unser „Badischer Krieger- und Kalender“.

Was mir, als alter 112er, besonders die Fedet in die Hand drückt, das ist die Ausgabe des Kalenders 1930.

Auf Seite 58 wird rühmend vom „Burnhaupter Seppel“ erzählt, wie er durch seinen Mut und hervorragende Tapferkeit Haus und Herd verteidigte. Das ist eine Kriegsanekdote aus dem Jahre 1915.

Anfang der 80er Jahre fand in der dortigen Gegend unser Manöver statt, und so löst der Ortsname „Oberburnhaupt“ alte Erinnerungen bei mir aus.

Unsere Kompagnie war damals im Dorfe im Quartier, und da ich Ordonanz hatte, kam ich unter das Dach und Obhut der Kompagniemutter in das Gasthaus „zur Sonne“. Aus diesem Anlaß war die Verpflegung sowie Gastfreundschaft eine gute. Der stets aufgetragene Wein, wo sich der Sonnenwirt in der Hauptsache selbst feiner Durst zu löschen erlaubte, führte alsbald zu einer gewissen Wärme und Vertrautheit zwischen Quartierherr und Ordonanz. Wir waren nämlich nach dem Zapfenstreich um 9 Uhr die alleinigen Gäste. Mein Auftrag war, abwarten bis der Herr Feldwebel vom Dienst zurückkommt! In seiner weinseligem Stimmung erzählte mir der damalige Sonnenwirt von Oberburnhaupt, wie die Bürger im Jahre 1870 ihre Heimat gegen die „Preußen“ verteidigen sollten (nebenbei gesagt, wir unterhielten uns, so gut es eben bei mir ging, auf „Elsässer Ditsch“).

Ausgerüstet mit Mistgabeln, Prügeln und im günstigen Falle mit einer alten Schußwaffe aus der französischen Revolution, sollten die Anhöhen von Oberburnhaupt durch „wehrhafte Gruppen“ besetzt werden.

Unser Sonnenwirt mit zweit weiteren Bürgern hatte den Auftrag vom Kommandanten erhalten, die ansteigende Höhe hinter der Sonne zu besetzen. Der Weg führte durch das eigene Rebgelände.

Oben angelangt, ging's in Stellung als Beobachtungsposten. Der Sonnenwirt blieb selbstverständlich in seinem Grundstück als Posten, rechts und links in sichtweiter Entfernung die beiden anderen Verteidiger.

Stunden und Tage vergingen, nichts zeigte sich von einem herannahenden Feinde, und schon wollte der Sonnenwirt den Rückzug antreten, als plötzlich auf dem Höhenweg am Waldesrand eine Mannenpatrouille sichtbar wurde, aber nicht in der Richtung auf Oberburnhaupt zu. Während der angestrengtesten Beobachtung auf diese drei Reiter war das Unglück besiegelt, ob absichtlich oder Unvorsichtigkeit — kurzum, dem mit der Schußwaffe ausgerüsteten Verteidiger ging der Schuß los! Der Sonnenwirt konnte beobachten, wie die Reiter sofort auf die Richtung, von welcher der Schuß abgegeben wurde, zusprengten. Auf dem „Büch retour“ (Bauch retour) war die Losung und unbeachtet kam der Sonnenwirt in seinen Weinkeller. Als Versteck mußte der Sonnenwirt 8 Tage im großen Weinfäß in Wein und Hefe verbringen. Des öfteren wurden Keller und Fässer von den Preußen durchsucht, aber beim Öffnen der Faßhähnen kam immer noch Wein zum Vorschein, und somit wurde angenommen, daß sich in einem Faß kein lebendes Wesen finden kann.

Im Todessehweiß und in Wein und Hefe gebadet, verließ unser Diogenes das Faß, um mit Hilfe seiner glücklichen Angehörigen ein trockenes Asyl zu finden. So war das Faß der Lebensretter eines Wirtes von Oberburnhaupt im Jahre 1870.

Dieses Geheimnis hat der Sonnenwirt seit Jahren im Innern getragen. Er hat sich bei dieser Schilderung als guter deutscher Bürger bekannt und die damalige Tat als große Dummheit bereuend zum Ausdruck gebracht. Seine beiden Kameraden, welche die „Preussische Patrouille“ mitgenommen, sind nicht mehr in ihre Heimat zurückgekehrt! . . .

Ehrend ist dem „Seppel“ als Kriegsgeschichte im Bundeskalender gedacht worden und mit Recht.

Wenn ich meine Erlebnisse aus der längst vergangenen Zeit schildere und die Geschehnisse des Sonnenwirts unseren Lesern vergegenwärtigt habe, so soll das keineswegs eine Verherrlichung seiner Tat sein, sondern wir kommen zu dem Gedanken: Wie sich in der Weltgeschichte doch die Zeiten ändern!

*



Familie.

Ein glückliches Familienleben zwischen Mann und Weib und ihren Kindern ist der Treffer unseres Daseins. Auf ihnen beruht der Staat, die Sittlichkeit, die Ruhe, und, im großen Ganzen, unsere körperliche und geistige Gesundheit . . .

*

Erinnerungsblätter deutscher Regimenter



Infanterie :

1. Garde-Regiment zu Fuß (Bd. 35)	4.—
Ehrenliste des 1. Garde-Regts. zu Fuß (Bd. 35)	3.—
2. Garde-Regiment zu Fuß (Bd. 43)	4.—
3. Garde-Regiment zu Fuß, Teil I (Bd. 85)	6.—
3. Garde-Regiment zu Fuß, Teil II (Bd. 85)	4.—
4. Garde-Regiment zu Fuß (Bd. 100)	5.—
Garde-Füsilier-Regiment (Bd. 157)	8.50
Kaiser Franz Garde-Grenadier-Regiment Nr. 2 (Inf. Bd. 12) alte Auflage	vergriffen
Kaiser Franz Garde-Grenadier-Regiment Nr. 2 (Bd. 279) neue erweiterte Ausgabe	17.50
Königin Elisabeth Garde-Grenadier-Regiment Nr. 3 (Inf. Bd. 2)	vergriffen
Garde-Grenadier-Regiment Nr. 5 (Bd. 122)	12.—
Grenadier-Regiment Kronprinz (1. Ostpr.) Nr. 1, Teil I (Bd. 217)	10.—
Grenadier-Regt. König Friedrich Wilhelm IV. (1. Pomm.) Nr. 2 (Bd. 256) Im Verl. Stalling vergr.	
Grenadier-Regiment König Friedrich Wilhelm I. (2. Ostpreussisches) Nr. 3 (Bd. 118)	8.—
Grenadier-Regt. König Friedrich I. (4. Ostpr.) Nr. 5 (Bd. 188)	16.—
Grenadier-Regt. König Wilhelm I. (2. Westpr.) Nr. 7 (Bd. 215)	12.—
Leib-Gren.-Regt. König Friedrich Wilhelm III. (1. Brandenburgisches) Nr. 8 (Bd. 128)	8.—
Kolberg. Grenadier-Regiment Graf Sneysenau (2. Pommersches) Nr. 9 (Bd. 283)	24.50
Grenadier-Regt. König Friedrich Wilhelm II. (1. Schlesiſches) Nr. 10 (Bd. 69)	5.—
Grenadier-Regiment Prinz Karl von Preußen (2. Brandenburgisches) Nr. 12 (Bd. 103)	5.—
Infanterie-Regiment Herwarth von Bittenfeld (1. Westfälisches) Nr. 13 (Bd. 222)	9.50
Infanterie-Regiment Graf Schwerin (3. Pomm.) Nr. 14 (Bd. 162)	8.—
Infanterie-Regiment Frhr. von Sparr (3. Westfälisches) Nr. 16 (Bd. 208)	vergriffen
Infanterie-Regiment von Grolmann (1. Posenisches) Nr. 18 (Bd. 285)	16.50

Infanterie-Regiment von Courbière (2. Posenisches) Nr. 19 (Bd. 56)	3.—
Inf.-Regt. Fürst Leopold von Anhalt-Deſſau (1. Magdeburg.) Nr. 26, Teil I (Bd. 143)	8.—
Inf.-Regt. Fürst Leopold von Anhalt-Deſſau (1. Magdeburg.) Nr. 26, Teil II (Bd. 143)	10.—
Inf.-Regt. Fürst Leopold von Anhalt-Deſſau (1. Magdeburg.) Nr. 26, Teil III (Bd. 143)	8.—
Inf.-Regt. Fürst Leopold von Anhalt-Deſſau (1. Magdeburg.) Nr. 26, Teil IV (Bd. 143)	8.—
Inf.-Regt. Fürst Leopold von Anhalt-Deſſau (1. Magdeburg.) Nr. 26, Teil V (Bd. 143)	8.—
Inf.-Regt. Fürst Leopold von Anhalt-Deſſau (1. Magdeburg.) Nr. 26, Teil VI (Bd. 143)	12.—
Infanterie-Regiment Graf Werder (4. Rheinisches) Nr. 30, Teil I (Bd. 47)	4.—
Infanterie-Regiment Graf Werder (4. Rheinisches) Nr. 30, Teil II (Bd. 134)	6.—
Infanterie-Regiment Graf Bose (1. Thüringisches) Nr. 31 (Bd. 190)	10.—
2. Thüringisches Inf.-Regt. Nr. 32 (Bd. 252)	20.—
Füsilier-Regiment Prinz Heinrich von Preußen (Brandenburgisches) Nr. 35 (Inf. Bd. 7)	2.—
Füsilier-Regt. Gen.-Feldmarschall Graf Moltke (Schlesiſches) Nr. 38 (Bd. 248)	14.—
Nieder rheinisches Füsilier-Regt. Nr. 39 (Bd. 125)	vergr
Inf.-Regt. Prinz Moritz von Anhalt-Deſſau (5. Pommersches) Nr. 42 (Bd. 203)	13.—
Infanterie-Regt. Herzog Karl von Mecklenburg-Strelitz (6. Ostpreussisches) Nr. 43 (Bd. 79)	4.—
Infanterie-Regiment Nr. 45 (Bd. 246)	10.—
Infanterie-Regiment von Stülpnagel (5. Brandenburgisches) Nr. 48 (Inf. Bd. 6)	4.—
Infanterie-Regiment von Kluck (6. Pommersches) Nr. 49 (Bd. 163)	15.—
Infanterie-Regiment von Alvensleben (6. Brandenburgisches) Nr. 52 (Bd. 75)	vergriffen
5. Westfälisches Infanterie-Regt. Nr. 53 (Bd. 109)	4.—
Heldenehrenbuch des 5. Westfälischen Infanterie-Regiments 53 (Bd. 109)	2.40
Infanterie-Regiment Nr. 54, Teil I (Bd. 192)	18.—
Infanterie-Regiment Graf Bilow von Dennewitz (6. Westfälisches) Nr. 55 (Bd. 41)	2.—
Inf.-Regt. Herzog Ferdinand von Braunschweig (8. Westfälisches) Nr. 57 (Bd. 161)	vergriffen
Infanterie-Regiment Mar. I. Graf Karl (7. Brandenburgisches) Nr. 60 (Bd. 155)	10.—
5. Rheinisches Infanterie-Regt. Nr. 65 (Bd. 205)	12.—
3. Magdeburgisches Infanterie-Regiment Nr. 66 (Inf. Bd. 8)	7.3.—
4. Magdeburgisches Infanterie-Regiment Nr. 67, Teil I (Bd. 156)	8.—
4. Magdeburgisches Infanterie-Regiment Nr. 67, Teil II (Bd. 156)	8.—
Füsilier-Regt. Gen.-Feldmarschall Prinz Albrecht von Preußen (Hannoversches) Nr. 73 (Bd. 92)	vergr.
Infanterie-Regiment Hamburg (2. Hanseatisches) Nr. 76 (Bd. 52)	vergriffen
Inf.-Regt. Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig (Niederrheinisches) Nr. 78 (Bd. 119)	5.—
Füsilier-Regiment von Gersdorff (Kurheſſisches) Nr. 80, Teil I (Bd. 130)	5.—
2. Kurheſſisches Infanterie-Regt. Nr. 82 (Bd. 42)	2.—

Infanterie-Regiment von Wittich (3. Kur-	
hessisches) Nr. 83 (Bd. 176)	11.—
Infanterie-Regiment von Manstein (Schles-	
wigsches) Nr. 84 (Inf. Bd. 11)	vergriffen
Füsilier-Regiment Königin (Schleswig-Holstein-	
isches) Nr. 86 (Bd. 101)	8.—
2. Nassauisches Inf.-Regt. Nr. 88 (Inf. Bd. 10)	5.50
Großherzogliches Mecklenburgisches Grenadier-	
Regiment Nr. 89 (Inf. Bd. 13)	vergriffen
Anhalt. Infanterie-Regt. Nr. 93, Teil I (Bd. 273)	7.—
1. Obergemeines Inf.-Regt. Nr. 97 (Bd. 87)	vergr.
2. Obergemeines Inf.-Regt. Nr. 99 (Bd. 111)	2.—
1. Badisches Leib-Gren.-Regt. Nr. 109 (Bd. 154)	22.—
2. Badisches Grenadier-Regiment Kaiser Wil-	
helm I Nr. 110 (Bd. 200)	12.50
4. Badisches Infanterie-Regiment Prinz Wil-	
helm Nr. 112 (Bd. 96)	10.—
5. Badisches Infanterie-Regt. Nr. 113 (Bd. 113)	5.—
Infanterie-Regiment Kaiser Wilhelm (2. Groß-	
herzogliches Hessisches) Nr. 116 (Bd. 104)	5.—
3. Westpr. Infanterie-Regt. Nr. 129 (Bd. 121)	6.50
1. Lottring. Infanterie-Regt. Nr. 130 (Bd. 99)	4.—
3. Lottring. Infanterie-Regt. Nr. 135 (Bd. 29)	vergr.
3. Unter-Elsässisches Infanterie-Regiment Nr.	
138 (Inf. Bd. 9)	4.—
Ratmer Infanterie-Regiment Nr. 141 (Bd. 144)	15.—
7. Badisches Infanterie-Regt. Nr. 142 (Bd. 194)	12.—
5. Lottring. Infanterie-Regt. Nr. 144 (Bd. 229)	14.50
Inf.-Regt. Generalfeldmarschall von Hinden-	
burg (2. Nassauisches) Nr. 147 (Bd. 202)	12.—
6. Westpr. Infanterie-Regt. Nr. 149 (Bd. 261)	15.60
2. Ermland. Infanterie-Regt. Nr. 151 (Bd. 263)	14.—
8. Thüring. Infanterie-Regt. Nr. 153 (Bd. 183)	12.—
4. Schlef. Inf.-Regt. Nr. 157 (Inf. Bd. 14)	3.—
7. Lottringisches Infanterie-Regiment Nr. 158,	
Teil I (Bd. 107)	5.—
Schleswig-Holsteinisches Infanterie-Regiment	
Nr. 163 (Bd. 184)	12.—
5. Hannoverisches Inf.-Regt. Nr. 165 (Bd. 189)	9.50
6. Großherzoglich Hessisches Infanterie-Regiment	
Nr. 168 (Bd. 110)	3.50
9. Badisches Infanterie-Regt. Nr. 170 (Bd. 168)	7.50
2. Ober-Elsässisches Inf.-Regt. Nr. 171 (Bd. 199)	12.50
9. Lottringisches Infanterie-Regiment Nr. 173,	
Teil I (Bd. 136)	5.—
Infanterie-Regiment Nr. 184 (Inf. Bd. 1)	2.—
" Nr. 185 (Bd. 58)	4.—
" Nr. 186 (Bd. 186)	9.—
" Nr. 193 (Bd. 150)	12.—
" Nr. 354 (Bd. 45)	5.—
" Nr. 359 (Bd. 40)	3.—
" Nr. 369 (Bd. 255)	7.—
" Nr. 374 (Bd. 216)	3.50
" Nr. 406 (Inf. Bd. 15)	2.—
" Nr. 411 (Bd. 70)	3.—
" Nr. 446 (Bd. 61)	2.—
" Nr. 459 (Bd. 169)	Im

Verlag Stalling vergriffen, doch durch
Regimentsverein noch beziehbar.
Infanterie-Regiment Nr. 466 (Bd. 126) . . . 8.—
1. Gard.-Reserve-Regiment (Bd. 276) . . . 16.50
Reserve-Inf.-Regt. Nr. 3 (Bd. 171) . . . 6.—
" Nr. 10 (Bd. 166) . . . 12.—
" Nr. 15, Teil I (Bd. 271) . . . 20.—
" Nr. 17, Teil I (Bd. 123) . . . 2.—
" Nr. 17, Teil II (Bd. 123) . . . 6.—

Reserve-Inf.-Regt. Nr. 19 (Bd. 124)	12.—
" Nr. 28 (Bd. 206)	12.—
" Nr. 31 (Inf. Bd. 4)	2.—
" Nr. 39 (Bd. 198)	9.—
" Nr. 48 (Bd. 146)	12.—
" Nr. 52 (Bd. 112)	15.—
" Nr. 59 (Bd. 227)	14.—
" Nr. 60 (Bd. 165)	13.50
" Nr. 64 (Bd. 137)	6.—
" Nr. 71 (Bd. 132)	8.—
" Nr. 83 (Bd. 116)	7.—
" Nr. 86 (Bd. 149)	8.—
" Nr. 90 (Bd. 153)	10.—
" Nr. 91 (Bd. 177)	20.—
" Nr. 202 (Bd. 212)	Im Verlag
	Stalling vergriffen
" Nr. 208 (Bd. 59)	vergriffen
" Nr. 210 (Bd. 231)	20.—
" Nr. 215, Teil I (Bd. 160)	12.—
" Nr. 221 (Bd. 147)	Im Verlag
	Stalling vergriffen
" Nr. 226, Teil I (Bd. 78)	4.—
" Nr. 226, Teil II (Bd. 78)	10.—
" Nr. 230 (Bd. 159)	15.—
" Nr. 232, Teil II (Bd. 211)	7.—
" Nr. 259 (Bd. 175)	12.—
" Nr. 261 (Bd. 80)	vergriffen
" Nr. 263 (Bd. 187)	12.—
" Nr. 266, Teil I (Bd. 152)	20.—
" Nr. 271 (Bd. 220)	Im Verlag
	Stalling vergriffen
" Nr. 272 (Bd. 127)	6.—
" Nr. 273 (Bd. 84)	vergriffen
Landwehr-Inf.-Regt. Nr. 2 (Bd. 106)	4.—
" Nr. 3 und Landsturm-Inf-	
anterie-Bataillon 1/22 (Bd. 239)	10.—
Landwehr-Inf.-Regt. Nr. 25 (Bd. 33)	2.—
" Nr. 31 (Bd. 238)	17.—
" Nr. 32 (Bd. 105)	4.—
" Nr. 37 (Bd. 224)	6.—
" Nr. 47, Teil I (Bd. 172)	10.—
" Nr. 48 (Bd. 139)	10.—
" Nr. 57 (Bd. 249)	Im Verlag
	Stalling vergriffen
" Nr. 68 (Bd. 240)	10.—
" Nr. 72 (Bd. 64)	2.—
" Nr. 75, Teil I (Bd. 223)	8.—
" Nr. 77 (Bd. 49)	vergriffen
" Nr. 81 (Bd. 226)	11.20
" Nr. 82 (Bd. 74)	4.—
" Nr. 99 (Bd. 32)	2.—
" Nr. 116 (Bd. 44)	3.—
Landwehr-Inf.-Regt. Nr. 379 (Bd. 68)	vergriffen
Reserve-Ersatz-Regiment Nr. 3 (Bd. 140)	6.—
Landsturm-Infanterie Regt. Nr. 10 (Bd. 145)	6.—
" Nr. 20 (Bd. 247)	7.50
Landsturm-Infanterie-Bataillon 1/22 siehe unter	
Landwehr-Infanterie-Regiment 3	10.—

Jäger und Schützen:

Garde-Jäger-Bataillon, Teil I (Bd. 117)	8.—
Garde-Schützen-Bataillon (Bd. 234)	16.—
Jäger-Bataillon Fürst Bismarck (Pommersches)	
Nr. 2 (Bd. 142)	7.—
Brandenburg. Jäger-Bataillon Nr. 3 (Bd. 34)	vergr.
2. Schlef. Jäger-Bataillon Nr. 6 (Inf. Bd. 5)	3.50

Westfäl. Jäger-Bataillon Nr. 7 (Bd. 272) . . . 12.80
 Rheinisches Jäger-Bataillon Nr. 8 (Bd. 254) . . . 11.—
 Hannoverisches Jäger-Bataillon Nr. 10 (Bd. 94)
 u. Reserve-Jäger-Bataillon Nr. 10 (Bd. 95) . . . vergr.
 Großherzogl. Mecklenburg. Jäger-Bat. Nr. 14
 einschließl. Mecklenburg. Radfahrer-Komp.
 des Radfahrer-B. t. Nr. 5 (Bd. 158) . . . vergriſſen
 Reserve-Jäger-Bataillon Nr. 1 (Bd. 275) . . . 17.25
 " Nr. 2 (Bd. 250) . . . 12.—
 " Nr. 4 (Bd. 197) . . . 15.—
 " Nr. 5 (Bd. 253) . . . 14.—
 " Nr. 6 (Bd. 53) . . . vergriſſen
 " Nr. 7 (Bd. 67) . . . vergriſſen
 " Nr. 9 (Bd. 148) . . . 8.—
 " Nr. 10 siehe oben bei
 Jäger-Bataillon Nr. 10 . . .
 Reserve-Jäger-Bataillon Nr. 11 (Bd. 209) . . . 12.—
 " Nr. 14 (Bd. 265) . . . 13.—
 " Nr. 16 (Bd. 89) . . . 8.—
 " Nr. 17 (Bd. 174) . . . 7.—

Kavallerie:

Leib-Garde-Husaren-Regiment, Teil I (Bd. 245) . . . 9.—
 2. Garde-Drägoner-Regiment Kaiserin Alex-
 andra von Rußland (Bd. 201) . . . 10.—
 Kürassier-Regiment Kaiser Nikolaus I von Ruß-
 land (Brandenburgisches) Nr. 6 (Bd. 62) . . . vergr.
 Grenadier-Regiment zu Pferde Freiherr von
 Derfflinger (Neumärkisches) Nr. 3 (Bd. 284) . . . 18.90
 Drägoner-Regiment Freiherr von Manteuffel
 (Rheinisches) Nr. 5 (Bd. 88) . . . 8.—
 2. Eskadron des Drägoner-Regt. König Albert
 von Sachsen (Dstr.) Nr. 10 (Bd. 82) . . . 4.—
 Drägoner-Regiment von Wedel (Pommersches)
 Nr. 11 (Bd. 181) . . . 14.—
 2. Hannoverisches Drägoner-Regiment Nr. 16,
 Teil I (Bd. 207) . . . 9.—
 2. Großherzoglich Mecklenburgisches Drägoner-
 Regiment Nr. 18 (Bd. 102) . . . 5.—
 Oldenburg. Drägoner-Regiment Nr. 19 (Bd. 57) . . . 4.—
 1. Bad. Leib-Drägoner-Regt. Nr. 20 (Bd. 133)
 Garde-Drägoner-Regiment (1. Großherzoglich
 Hessisches) Nr. 23 (Bd. 66) . . . 4.—
 Leib-Drägoner-Regt. 2. (Hess.) Nr. 24 (Bd. 242) . . . 12.—
 Leib-Husaren-Brigade (Bd. 282) . . . 25.—
 Husaren-Regiment Graf Goeken (2. Schlesiſches)
 Nr. 6 (Bd. 173) . . . 9.—
 2. Rheinisches Husaren-Regt. Nr. 9 (Kav. Bd. 2)
 Husaren-Regt. (2. Westf.) Nr. 11 (mit Reserve-
 Husaren-Regiment Nr. 8) (Bd. 269) . . . 25.—
 Husaren-Regiment König Humbert von Italien
 (1. Kurhessisches) Nr. 13 (Kav. Bd. 1) . . . vergr.
 Braunschweigisches Husaren-Regiment Nr. 17,
 Teil I (Bd. 54) . . . vergriſſen
 Braunschweigisches Husaren-Regiment Nr. 17,
 Teil II (Bd. 54) . . . vergriſſen
 Ulanen-Regt. v. Schmidt (1. Pomm.) Nr. 4 mit
 Schwer. Ref.-Reiter-Regt. Nr. 3 (Bd. 259) . . . 16.50
 Ulanen-Regiment Großherzog Friedrich von
 Baden (Rheinisches) Nr. 7 (Bd. 97) . . . 8.—
 Ulanen-Regiment Graf Haeseler (2. Branden-
 burgisches) Nr. 11 (Bd. 39) . . . 4.—
 Jäger-Regiment zu Pferde Nr. 3 (Bd. 90) . . . 4.—
 Jäger-Regiment zu Pferde Nr. 13 (Bd. 167) . . . 12.—
 Reserve-Husaren-Regiment Nr. 8 (Husaren-
 Regiment Nr. 11) (Bd. 269) . . . 25.—

Schweres Reserve-Reiter-Regiment Nr. 3
 1. Ulanen-Regiment Nr. 4) (Bd. 259) . . . 16.50
 Außerhalb der Schriftenfolge ist erschienen:
 Gardes du Corps 20.—

Feldartillerie:

1. Garde-Feldartillerie-Regt., Teil I/II (Bd. 258) . . . 22.—
 4. Garde-Feldartillerie-Regiment (Art. Bd. 4) . . . 4.—
 7. Garde-Feldartillerie-Regiment (Art. Bd. 10) . . . 3.—
 1. Pomm. Feldartillerie-Regt. Nr. 2 (Bd. 178) . . . 13.—
 Magdeburgisches Feldartillerie-Regiment Nr. 4,
 Teil I/II (Bd. 237) . . . 20.—
 1. Westfälisches Feldartillerie-Regiment Nr. 7
 (Bd. 244) . . . Im Verlag Stalling vergriſſen
 1. Kurhessisches Feldartillerie-Regiment Nr. 11
 (Bd. 221) . . . Im Verlag Stalling vergriſſen
 Feldartillerie-Regiment Nr. 16 (Bd. 236) . . . 15.—
 2. Pomm. Feldartillerie-Regiment Nr. 17 (Bd. 71) . . . vergr.
 Feldartillerie-Regiment General-Feldzeugmeister
 (2. Brandenburgisches) Nr. 18 (Bd. 38)
 Im Verlag Stalling vergriſſen
 Feldart.-Regt. von Clauenwitz (1. Oberschlesiſches)
 Nr. 21 (Bd. 76) . . . Im Verlag Stalling vergriſſen
 Goltsteinsches Feldart.-Regt. Nr. 24 (Bd. 50) . . . vergr.
 Borpom. Feldart.-Regt. Nr. 38 Art. (Bd. 7) . . . 3.—
 Kurmärkisches Feldart.-Regt. Nr. 39 (Bd. 83) . . . 8.—
 Pauenburgisches Feldart.-Regt. Nr. 45 (Bd. 63) . . . 6.—
 3. Badisches Feldart.-Regt. Nr. 50 (Bd. 267) . . . 14.50
 2. Ostpreussisches Feldart.-Regt. Nr. 52 (Bd. 214) . . . 14.—
 Hinterpomm. Feldart.-Regt. Nr. 53 (Bd. 37) . . . vergr.
 2. Polensches Feldart.-Regt. Nr. 56 (Bd. 219) . . . 9.20
 2. Oberschlei. Feldart.-Regt. Nr. 57 (Bd. 77) . . . 3.50
 2. Großherzoglich Hessisches Feldartillerie-Regi-
 ment Nr. 61 (Bd. 213) . . . 7.50
 Ostfriesisches Feldart.-Regt. Nr. 62 (Art. Bd. 9) . . . 2.50
 2. Nass. Feldart.-Regt. Nr. 63, Teil II (Bd. 281) . . . 16.—
 Torquaisches Feldart.-Regt. Nr. 74 (Bd. 232) . . . 12.—
 3. Dstr. Feldart.-Regt. Nr. 79 (Art. Bd. 2) . . . vergr.
 3. Ober-Elßäſſisches Feldartillerie-Regiment
 Nr. 80 (Bd. 228) . . . 10.—
 Feldartillerie-Regiment Nr. 91 (Art. Bd. 5) . . . 3.—
 " Nr. 99 (Bd. 230) . . . 8.—
 " Nr. 100 (Bd. 55) . . . vergriſſen
 " Nr. 102 (Bd. 195) . . . 4.50
 " Nr. 183 (Art. Bd. 3) . . . 3.—
 " Nr. 205 (Bd. 60) . . . 3.—
 " Nr. 225 (Bd. 91) . . . 8.—
 " Nr. 229 (Bd. 138) . . . 9.—
 " Nr. 241 (Bd. 218) . . . 5.—
 " Nr. 270 (Art. Bd. 8) . . . 3.—
 " Nr. 403 (Bd. 48) . . . 3.—
 1. Garde-Reserve-Feldartillerie-Regt. (Bd. 65) . . . 4.—
 3. Garde-Reserve-Feldartillerie-Regt. (Bd. 131) . . . 10.—
 Reserve-Feldartillerie-Regt. Nr. 1 (Bd. 164) . . . 13.50
 " Nr. 7 (Bd. 179) . . . 15.—
 " Nr. 12 (Bd. 243) . . . 8.—
 " Nr. 17 (Bd. 30) . . . vergriſſen
 " Nr. 19 (Bd. 170) . . . 15.—
 " Nr. 22 (Bd. 180) . . . 11.—
 " Nr. 35 (Bd. 135) . . . 6.—
 " Nr. 46 (Bd. 93) . . . 5.—
 " Nr. 55 (Bd. 264) . . . 11.50
 " Nr. 58 (Bd. 73) . . . 3.—
 " Nr. 61 (Bd. 46) . . . 3.—
 " Nr. 63 (Bd. 141) . . . 8.—
 " Nr. 65 (Bd. 72) . . . 3.—

Reserve-Feldartillerie-Reg.	Nr. 66 (Bd. 204)	17.—
"	Nr. 67 (Bd. 151)	8.—
"	Nr. 70 (Bd. 86)	3.—
Landwehr-Feldartillerie-Regt.	Nr. 3 (Bd. 251)	10.—

Fußartillerie:

1. Garde-Fußartillerie-Regiment	(Bd. 235)	11.—
Fußartillerie-Regiment von Vindersin	(1. Pommerisches) Nr. 2 (Bd. 210)	15.—
Fußartillerie-Regiment Ende	(Magdeburgisches) Nr. 4 (Bd. 98)	4.—
Schleswig-Holsteinisches	Fußartillerie-Regiment Nr. 9 (Art. Bd. 1)	4.—
Niedersächsisches	Fußartillerie-Regiment Nr. 10, I. Bataillon (Art. Bd. 12)	vergriffen
Niedersächsisches	Fußartillerie-Regiment Nr. 10, II. Bataillon (Bd. 115)	4.—
Fußartillerie-Bataillon	Nr. 33 (Bd. 233)	13.—
"	Nr. 35 (Bd. 108)	8.—
"	Nr. 56 (Bd. 185)	12.—
"	Nr. 75 (Bd. 260)	10.—
"	Nr. 88 (Art. Bd. 6)	3.—
"	Nr. 120 (Bd. 129)	10.—

Pioniere:

Pionier-Bataillon Fürst Radziwill	(Ostpreussisches) Nr. 1 (Bd. 36)	vergriffen
1. Rheinisches	Pionier-Bataillon Nr. 8 (Bd. 163)	12.—
Badisches	Pionier-Bataillon Nr. 14 (Bd. 191)	5.—
Samländisches	Pionier-Bataillon Nr. 18 (Bd. 31)	Im Verlag Stalling vergriffen
3. Rheinisches	Pionier-Bataillon Nr. 30 (Bd. 257)	11.50

Sonstige Formationen:

Matrosen-Regiment	Nr. 3 (Inf. Bd. 3)	vergriffen
Matrosen-Regiment	Nr. 5 (Bd. 277)	15.—
M.-G.-Scharfschützen-Abtlg.	Nr. 22 (Bd. 81)	vergr.
Marine-Infanterie-Regiment	Nr. 2 (Bd. 182)	12.—
1. Matrosen-Artillerie-Abteilung	(Bd. 114)	6.—
Flieger-Abteilung	Nr. 221 (Bd. 120)	10.—
Streiflichter aus dem Wirken	des Sanitätskorps im Weltkriege (Bd. 196)	10.—

Im Erscheinen begriffen:

Infanterie:

Grenadier-Regiment Kronprinz	(1. Ostpreussisches) Nr. 1, Teil II (Bd. 217)	
Infanterie-Regt. von Winterfeld	(2. Oberschlei.) Nr. 23 von Horn (3. Rhein.) Nr. 29, Teil I von Bogen (5. Ostpr.) Nr. 41 (Bd. 262)	
3. Posenisches	Infanterie-Regiment Nr. 58	
Infanterie-Regiment Freiherr	Siller von Gaertringen (4. Posenisches) Nr. 59, Teil I	
Füsilier-Regiment von Gersdorff	(Kurhessisches) Nr. 80, Teil II (Bd. 130)	
Braunschweigisches	Infanterie-Regiment Nr. 92	
4. Westpreussisches	Infanterie-Regiment Nr. 140	
8. Bad.	Infanterie-Regiment Nr. 169	
Infanterie-Regiment	Nr. 370	
Infanterie-Regiment	Nr. 390	
Infanterie-Regiment	Nr. 409 (Bd. 278)	
Infanterie-Regiment	Nr. 412	
Reserve-Infanterie-Regiment	Nr. 36	
Reserve-Infanterie-Regiment	Nr. 72 (Bd. 288)	

Reserve-Infanterie-Regiment	Nr. 116 mit III. Landwehr-Infanterie-Regiment Nr. 85	
Reserve-Infanterie-Regiment	Nr. 201, Teil II	
"	Nr. 206	
"	Nr. 228, Teil I (Bd. 280)	
"	Nr. 232, Teil I (Bd. 211)	
"	Nr. 251	
"	Nr. 255 (Bd. 287)	
"	Nr. 266, Teil II	
Landwehr-Infanterie-Regiment	Nr. 1	
III. Landwehr-Infanterie-Regiment	Nr. 85 (Reserve-Infanterie-Regiment Nr. 116)	
Landsturm-Infanterie-Bataillon	III./7, Wolzenberg	

Kavallerie:

Fusaren-Regiment	(1. Westfälisches) Nr. 8	
Jäger-Regiment zu Pferde	Nr. 7	
Jäger-Regiment zu Pferde	Nr. 11	
Landwehr-Kavallerie-Schützen-Regiment	Nr. 11 mit Landwehr-Kavallerie-Regiment Nr. 2	

Feldartillerie:

2. Garde-Feldartillerie-Regiment		
Feldartillerie-Regiment General-Feldmarschall	Graf Waldersee (Schleswigsches) Nr. 9	
Feldart.-Regt. von Scharnhorst	(1. Hannoversches) Nr. 10	
2. Rheinisches	Feldartillerie-Regiment Nr. 23 (Bd. 289)	
Feldartillerie-Regiment	Nr. 94 (Bd. 225)	
Feldartillerie-Regiment	Nr. 280 (Bd. 274)	
Feldartillerie-Regiment	Nr. 502 (Bd. 270)	
Reserve-Feldartillerie-Regiment	Nr. 20 (Bd. 241)	

Fußartillerie:

Niedersächsisches	Fußartillerie-Regiment Nr. 10, Regiments-Stab (Bd. 266)	
Regiments-Stab und II. Bataillon	Fußartillerie-Regiment Nr. 18	
III. Bataillon des Reserve-Fußartillerie-Regt.	Nr. 14	

Pioniere:

Niederschlesisches	Pionier-Bataillon Nr. 5	
2. Rheinisches	Pionier-Bataillon Nr. 27	

Sonstige Formationen:

Sturm-Bataillon (Kohr)	Nr. 5	
Flieger-Abteilung (A)	Nr. 235	



Chemalige Regimentsangehörige erhalten bei Bestellung durch Ihren Regimentsverein Vorzugspreise. Den Wünschen der einzelnen Truppenteile kann in jeder Hinsicht heute in weitestem Maße Rechnung getragen werden.

Lassen Sie sich auf Ihre Regimentsgeschichte vormerken!

Nicht eindringlich genug kann das angeraten werden, denn schon sind einzelne Bände der Schriftfolge vergriffen.

Zeitungsstelle des Badischen Kriegerbundes
Karlsruhe, Hirschstraße 48